



# Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 20.

Wiesbaden, den 14. Februar 1915.

5. Jahrgang.

## Inhaltsangabe:

„Der Glaube des Tapferen“, von Dr. Otto Kiefer. — „Ein rechter Kerl hat Feinde“, von Rudolf Diez. — „Ein schwerer Tag“, Feldpostbrief. — „Bismarck im Großen Hauptquartier“. — „Patrouille vor dem Feind“, von Walter Flex. — „Konzert im Winter 1915“, von Käthe Stellmacher. — „Die Kosaken“, von Fritz Vlep. — „Unter den russischen Fahnen“, von Karl Schüp. — „Bilderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Lustige Ede“.

## Zum Geleite:

In dieser Zeit kann jeder einzelne Mensch nicht wahrhaftig, laut, echt, fleißig, ideal genug sein. An uns geht diese Forderung, jeder an seinem Plage alles zu tun, was in seiner Kraft steht, sich auch Opfer und Entbehrungen aufzuerlegen, in sich und anderen den heiligen Ernst zu wecken, dessen es bedarf, damit das alte deutsche Wesen uns erhalten werde.

Reinhold Seeberg.

## Der Glaube des Tapferen.

Von Dr. O. Kiefer.

Als Kholzky vor einem Jahr sein mit Recht weit beachtetes, tiefesinniges und doch ganz klares Büchlein „Vom Ich und vom Du“ in die Welt hinausandte, ahnte er wohl kaum, daß er nach wenig Monaten ein äußerlich ganz ähnliches Buch über das Wesen der Tapferkeit „seinen vier Söhnen im Felde“ widmen werde! In jenem Buch war der Grundgedanke: „Die Bestimmung der Menschen ist, der Stofflichkeit ganz gerecht zu werden, aber durch sie hindurch den Weg des Geistes zu wandeln.“ In dem heute vorliegenden, bei Engelhorn's Nachf. erschienenen „Glauben des Tapferen“ heißt es parallel mit jenem Gedanken: „Das erste Gebot lautet, du sollst tapfer sein, du sollst dich deiner Haut wehren, du sollst dein Ichtum erhalten.“ „Es gibt aber noch eine höhere Stufe des Seins, auf der der Mensch berechtigt und fähig ist, sein Ich für das Du herzugeben, oder, wie es etwa mit biblischen Gedanken ausgedrückt werden könnte, der Liebe zu dienen.“ Das ist an Kholzky's Lebenslehre das Große und Brauchbare, daß dieser Denker niemals die Stufe der Wirklichkeit überspringt, wie so viele andere Lehrer der Menschheit. Einer der tiefsten Sätze im vorliegenden Büchlein, das sich keineswegs nur an Soldaten wendet, lautet: „Wer seinen Lebensweg verfehlt, der tut es meistens, weil er das Große sucht, das irgendwie Aufsehen erregt. Wem das beschieden ist, der findet es nur auf dem Wege der unscheinbarsten Pflichterfüllung.“ Somit erweist sich als nächster Angriffspunkt für den tapferen Sinn die unscheinbare Pflicht des Alltags. Und die innere Freudigkeit, die jeder Pflichterfüllung folgt, ist der Beweis, daß man auf dem rechten Weg wandelt. Einer der tapfersten Menschen war, wie Kholzky mit Recht betont, Jesus: „Ich habe den milden, weichherzigen, blutlosen Jesus stets für ein Trugbild gehalten, den ungöttliche Weichlichkeit und heimliche Verzagtheit an die Wand gemalt hatte. Ich kenne

einen anderen, der den Feigenbaum verfluchte, weil er zu Ostern keine Frucht hatte; der den Sturmwind bedroht, weil er seinen Schlaf verhöhnte; der den Tempel reinigt von frommen Schachern und den gereinigten im Hornesmut abbrechen heißt, weil er auch so zur Mördergrube geworden; der in einem blutbefleckten Saulus seinen ersten Botschafter sieht und nicht in einem sanften Johannes; einen Vollmenschen und keinen abgetönten Allerweltsmann, an dem weibliche Menschen ihre Freude und Wohlgefallen haben.“ So beantwortet Kholzky auch zugleich die bange Frage, die heute viele Gemüter beschäftigt und die da lautet: Darf ein Christ überhaupt Soldat sein? Als ein fleghafter Beamter, sagt Kholzky, Christus ins Angesicht schlug, dachte er nicht daran, den anderen Baden darzubieten, sondern hat ihn sehr kräftig zur Rede gestellt. Das kraftvolle Büchlein weist denn auch auf die vielen Kriegshelden des Alten Testaments hin, auf Abraham, der tüchtig dreinschlug, als die fünf Könige ihren Raubanzug machten, auf Saul, auf David, auf die ganze herrliche Selbstbehauptung der alten Israeliten in ihrem weltüberwindenden Glauben an Jehova. „Wir waren in bangen, behaglichen Friedenszeiten zu weichlich geworden für die Rachepalmen und die Gebete wider die Feinde.“ Heute erleben wir, daß jene Lieder tief, wahr und ehrlich empfunden sind; „sie werden jedem verständlich sein, der sich wader seiner Haut wehrt nach dem Willen Gottes.“ Es ist Gottes Wille, daß wir Deutsche jetzt mit alleräußerster Kraft für uns eintreten, denn unsere herrliche, gottgegebene Kraft ist uns nicht zum Vergenden verliehen, sondern um unser Daseinsrecht zu beweisen. Und wenn wir dies tun, in strenger Pflichterfüllung, wie wir sehen, werden wir „die erstaunliche Entdeckung machen, daß hinter dieser Welt, in der scheinbar alles nur dem Ich dient, eine Gesinnung der Liebe und Hingabe wohnt, die

schlechthin keine Grenzen hat"; denn je mehr sie gibt, um so mehr steigert sich ihre Kraft. Tapfer sein kann man aber nur in einer Welt voller Widerstände. Und je größer die Not, desto klarer können wir Einzelne zeigen, was an uns ist und ob wir wirklich den Weg Gottes wandeln. Wer jammert und klagt, begibt sich mutwillig seiner Herrscherstellung im Geist und anerkennt freiwillig die Ueberlegenheit des Leids. "Die Not wird nur überwunden von einem, der sich innerlich zur Freudigkeit durchringt und spricht: Halt, das will ich auf mich nehmen, aber unterliegen soll es mich nicht."

Und der Tod, wird man fragen, ist er nicht das Triumphieren der Not und des Leidens? Er, der heute scheinbar als einzig wirklicher Sieger über die Welt dahingebraust? "Wer dem Leid gegenüber tapfer ist, der steht in Gottes Hand, also kann uns auch kein Tod aus der Hand Gottes reißen." "Der Tod kann an der äußeren Form etwas ändern, niemals am Wesen." Für den Tapferen fällt jeder Unterschied zwischen Diesseits und Jenseits weg. Entweder stehen wir im Einklang mit Gottes Willen, dann stehen wir im Leben, einerlei, wo wir uns auch befinden, oder wir stehen unter der Herrschaft des Leids, Zufalls, Stoffs, dann hat es wenig zu bedeuten, ob wir uns diesseits oder jenseits befinden, denn die Erlösung liegt nur in Gott. Darum ist der Friede Gottes höher, als es irgend ein Denken zu fassen vermag. Eine Truppe, die also die Todesfurcht überwunden hat, ist in Wahrheit unsieglich, denn sie allein kann sich ohne jedes Bedenken für den Sieg einsetzen.

Und dieser Sieg, dieser deutsche Sieg, an den Hohly als an etwas Selbstverständliches glaubt, soll uns noch viel mehr bringen als nur die Anerkennung unserer Existenz und die Achtung unserer Nachbarn. Er soll uns auch heilen von den Gegenfäden innerer Anfeindung wegen politischer oder religiöser Ansichten. Die Tatsache, daß alles in Deutschland, reich und arm, Konservative wie Sozialdemokraten, "Fromme" wie "Atheisten" mit gleicher Begeisterung ihr Leben fürs Vaterland einsetzen, beweist, daß sie alle tapfer waren, alle gleich würdig vor Gott. Denn es gibt, meint Hohly, unendlich viele Wege zu Gott, aber nur einen, auf dem Gott den Menschen begegnet: "Das ist der Weg der Unmittelbarkeit von Geist zu Geist, der Güte, Liebe, Barmherzigkeit des Vaters zu Kindern." "In Gott können alle Menschen sich finden und werden sich auch einmal finden, in ihren Religionen finden sich nur kleinere Gruppen von Menschen." Aber darum sollen Religionen nie bekämpft oder gar verspottet werden; jeder hat ein Recht auf Achtung seiner ihm heiligen Religion, denn sie ist eben der Weg, auf dem gerade er seinen Gott findet. Und daß wir alle auch heute noch Religion haben, hat die große religiöse Begeisterung nach Kriegsbeginn und im Krieg deutlich bewiesen. Somit bleibt unbefreitbar der Satz: "Ob die Welt am deutschen Wesen genesen wird, das wissen wir noch nicht. Am Christuswesen und Pauluswesen wird sie sicher genesen, wenn erst diese Männer voll verstanden sein werden." Alles in allem: "Wir leben heute in der größten Zeit der Weltgeschichte. . . Die Lüge und Heuchelei kommen ans Licht und werden gerichtet, die Wahrheit und das Recht kommen zum Sieg. Darin bewährt sich unser Glaube. Es sei allerwege ein Glaube der Tapferen."

So schließt das prächtige Büchlein.



## Ein rechter Kerl hat Feinde.

Von Rudolf Diez, Wiesbaden.

Nie kam es mir erhebend vor,  
Wenn droben an des Friedhofs Tor  
Ein Redner lobend meinte:  
Er hatte keine Feinde!

Das ist die alte Mischelei,  
Daß „Freunde nur“ ein Hochziel sei;  
Wir wissen, was uns einte —  
Ein rechter Kerl hat Feinde!

Viel besser fuhr das Deutsche Reich,  
Wenn's grob — statt nachzugeben gleich —  
Des Nachbars Wunsch verneinte;  
Ein rechter Kerl hat Feinde!

Drum, Michel, gib auch dann nicht nach,  
Wenn alles rings zusammenbrach  
Und winselte und weinte —  
Ein rechter Kerl hat Feinde!

Sorg du, daß bei des Krieges Schluß,  
Wenn hart gefordert werden muß,  
Dein deutsches Herz versteinte —  
Ein rechter Kerl hat Feinde!



## Ein schwerer Tag.

Ein im Westen kämpfender Angehöriger einer schweren Mörserbatterie sendet den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ folgende interessante Schilderung eines schweren Gefechtstages.

Zwischen den Obstbäumen einer Gebüstruppe gut versteckt, steht unsere Batterie, 24-Zentimeter-Mörser, etwa 4000 Meter vor dem Feind. Durch schlimme Erfahrungen gewarnt, haben wir mit größtem Eifer Unterstände gebaut, die wenn nicht granaten- so doch schrapnellfester sind. Die Geschützbedienungen sind in den verstreut umher liegenden Häuschen untergebracht, in denen sich daneben auch Feldartillerie einquartiert. Ihre Geschütze stehen links vor uns. Diese Feldbatterie wurde gestern schwer beschossen, sodaß ihr tapferer Führer fiel und acht Kanoniere verwundet wurden. Uns ziemlich nahe steht rechterhand eine Batterie von schweren Kanonen, zwischen einer Doppelscheibe hochragender Bäume gut versteckt. Nur ab und zu wird von uns im Laufe des Vormittags ein Schuß abgegeben. Laut und scharf klingt vom Unterstand der Fernsprecher das Kommando herüber, das vom weiter vornliegenden Beobachtungsoffizier herrührt: Granaten, Hauptrichtung 20 mehr, 4000 Einzelfeuer, Schuß! Es wird schnell und doch ruhig geladen, der Zugführer gibt das Kommando: Erstes Feuer — ein kräftiger Knall und heulend saust in steilem Flug eine mehrere Zentner schwere Granate dem Feind entgegen. Wir verfolgen die Flugbahn des Geschosses und freuen uns, wenn gelegentlich durch den Fernsprecher die Antwort zurückkommt: „Volltreffer in einen feindlichen Schützengraben.“ Wie schrecklich müssen unsere blauen oder feldgrünen Bohnen da vorne wirken, wenn sie in steiler Bahn herablaufen, zumal wenn sie mit Verzögerung abgeschossen werden. Das heißt also so, daß sie sich vor dem Krepieren erst in die Erde bohren. Das heißt also so, daß sie sich vor dem Krepieren erst in die Erde bohren. Ab und zu wird uns auch das Kommando: „Flieger, decken!“ zugerufen. Müßen wir doch vor allem darauf bedacht sein, nicht vom Feinde erannt zu werden.

Gegen Nachmittag klärt sich der Himmel schön auf. Die Beobachtung ist günstig und schon sind auch die Kanonen tüchtig am Schießen. Ein etwas ungewöhnlicher Krach verrät uns, daß sie soeben einen nicht ungefährlichen „Frühkrepierer“ gefaßt haben, dicht vor den Rohren steigt eine dicke Rauchwolke auf, die womöglich die Batterie verrät. Für uns kommt plötzlich das Kommando: „Rollsalve!“, alle Geschütze stehen schubbereit und im gegebenen Moment werden sie schnell der Reihe nach abgefeuert. Die Rohre blitzen auf und schleudern womöglich in eine feindliche Batterie oder Munitionskolonnen Tod und Verderben. Dreimal wiederholt sich dieses Schauspiel, dann kommt das Kommando: „Feuer einstellen!“ Wahrscheinlich kann nicht mehr beobachtet werden. Der Feind aber scheint durch den „Frühkrepierer“ auf die Batterie aufmerksam gemacht zu sein, die bekommt heftiges Schnellfeuer, und schon schlagen auch mit lautem, hartem Knall Granaten ein, und auch uns scheinen sie, vielleicht infolge der drei Rollsalven, entdeckt zu haben. Auf das Kommando „Decken“ eilen wir in unsere Unterstände, die

Schrapnellkugeln prasseln durch die Zweige der Bäume. Auf den Ruf „Befehlsempfänger“ eile ich über die Straße hinweg nach dem Bauernhause, von dem aus unser Bataillonskommandeur mit seinen Offizieren das Bataillon befehligt. Als ich das Haus verlasse, schlagen Granaten und Schrapnells schon in bedenklicher Nähe ein, umherstehende Meldereiter und Mannschaften suchen hinter den Häusern Deckung. Ich eile an meinem Geschütz, dem dritten, vorüber, zu dem Unterstande der Fernsprecher, die nach vorne das Kommando weitergeben: „Beobachtung einziehen“. Schon kommen wiederum Granaten näher und näher, ich trete schnell in den Unterstand zu meinen Kameraden vom zweiten Geschütz und nun folgt ein tolles feindliches Schnellfeuer.

Mit ohrenbetäubendem Lärm schlagen die Granaten ein. Einige von unseren Kameraden wollen den Unterstand verlassen, wir halten sie, zu ihrem Glück, zurück; denn durch die Doffnung unserer Deckung ist dicht vor uns der Rauch und Staub einschlagender Granaten zu sehen. Ein Unteroffizier verläßt die uns benachbarte Deckung, um nach den Häusern hinüber zu laufen, schon ist er von einem Granatsplitter tödlich getroffen. Auch einige andere meiner Kameraden und einige Feldartilleristen suchen Deckung neben dem an der Straße stehenden Hause, in dem unser Bataillonsstab hält. Eine auf der Straße krepierende Granate reißt einem Bedauernswerten die Schädeldecke weg. Einige Kanoniere, die nach rückwärts laufen, um hinter einer benachbarten Strohmiete Schutz zu suchen, werden von den Granaten verfolgt. Wiederum platzt eine auf der Straße und ein zweiter Feldartillerist wird tödlich getroffen. Auch vor dem Hause, in dem unser Major hält, schlagen die Granaten ein, man zieht sich durch eine Hintertür in den Keller zurück und entgeht so mit knapper Not dem sicheren Verderben; denn schon krepiert eine Granate in der Stube, die man soeben verlassen hat. Der Deckung neben dem dritten Geschütz kommen die Granaten ganz nahe, meine drei Kameraden, die noch darin sind, eilen nach der weiter zurückliegenden Strohmiete zu, in diesem Fall war das Verlassen der Deckung ihr Glück, denn kaum sind sie heraus, als unsere „Anatidsfirma“ einen Volltreffer erhält, der durch den Mittelschild faust und den Lafettenläuten zertrümmert, die Sprengstücke zerfetzten Brotbeutel und sonstige Gebrauchsgegenstände in der danebenliegenden Deckung.

Endlich ist der Höllelärm zu Ende, fast unheimlich mutet einen die Ruhe nach dem Sturm an. Ich eile nach meinem Geschütz, wo ich mit Schrecken die Wirkungen der Volltreffer bemerkte und zu meiner Beruhigung erfahre, daß meine Kameraden dem Verderben entgangen sind. In unserer Nähe steht schwerverletzt das Pferd unseres Bataillons-Adjutanten, wir machen dem Leiden des armen Tieres durch ein paar Kugeln ein Ende. Wir sollen für die Nacht nicht in den Stellungen bleiben und so eile ich mit einigen meiner Kameraden nach meinem Quartier, einem kleinen Häuschen, dicht vor unseren Geschützen, das wir mit Feldartilleristen geteilt haben. Auch hier haben die feindlichen Granaten übel gehaust, so packen wir unsere Sachen schnell zusammen und begeben uns in ein neues Quartier. Von hier aus werden wir durch das Kommando: „Stellungswechsel!“ zur Feuerstellung zurückgerufen, wo schon die Proben auf uns warten. Schnell, doch ruhig werden die nötigen Vorbereitungen getroffen und bald werden die Geschütze von je sechs kräftigen Pferden in raschem Schritt fortbewegt, die Bedienung ellt schmutzbedeckt hinter jedem Geschütz einher. Vor der neuen Stellung in einem Gehölz angekommen, bleibt trotz der an den Nädern angebrachten Hütel ein Geschütz im aufgeweichten Boden stecken. „Alle Mannschaften an das zweite Geschütz“ lautet das Kommando, die über und über beschmutzten Tiere werden ausgelegt und auf das Kommando „anziehen“ kommen wir den übermüdeten Pferden zu Hilfe, und so wird mit vereinten Kräften ein Geschütz nach dem anderen in die neue Stellung gebracht. Am anderen Morgen werden wir in unserem neuen Quartier durch einen Kanonendonner geweckt, wie wir ihn nur selten gehört haben, die Franzosen versuchen vorne einen Sturmangriff. Der eiskalte Morgenwind weht über das flache Land, hell stehen die Sterne am Himmel, bis sich allmählich der Geschüttsdonner verliert. Mit einem meiner Kameraden kehre ich nach der alten Feuerstellung zurück, um einige zurückgebliebene Sachen zu holen. Am Wege schaukeln Artilleristen für einen ihrer gestern gefallenen Kameraden, der in einer Beltbahn daneben liegt, ein Grab. In der Feuerstellung selbst sieht man überall die Folgen der gestrigen Beschießung, einige Geschützkörbe täuschen die alte Stellung der Batterie vor, in einem Hof liegt blutig und bleich der andere der gefallenen Feldartilleristen. Von neuem nähern sich uns die feindlichen Schrapnells, sodas wir eilig den ungemütlichen Ort verlassen. Und wieder kommen wir an dem zuerst erwähnten Grab vorüber, das die Kameraden umstehen und ihrem gefallenen Freunde ein stilles Gebet widmen. Tiefer Ernst liegt auf den Gesichtern,

deren Gefühle ein eigentümliches Jucken und feuchte Augen verstraten. Auch wir nehmen den Helm zu einem kurzen Gebete ab. Eine einfache und doch ergreifende Totenfeier. Auch unser Kamerad ist seinen Wunden erlegen. Neben einer hohen Pappel schaufelten wir ihm sein Grab. Eine kurze Ansprache unseres Hauptmanns, drei Ehrensalven aus dem Karabiner, ein kurzes Gebet und auch diesen deutschen Krieger deckt die belaische Erde. Unter einem schlichten Kreuz aus Birkenholz mit Kreuzifix und einem Kranz ruht der dritte Sohn, den deutsche Eltern auf dem Altar des Vaterlandes opfern. — Das war der Abschluß eines für unsere Batterie schweren Tages. Doch wir wollen darob nicht kleinmütig werden. Wir wollen gedenken des unvergleichlichen Siegeszuges, auf dem wir unsere schweren Geschütze begleitet haben, seitdem wir Anfang August unsere Garnisonstadt verlassen haben: Lüttich, Namur, Raubenge, Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge. Stende werden uns in unvergleichlicher Erinnerung bleiben und wir hoffen zuversichtlich, auch in dem jetzt tobenden Feldkriege mitzuwirken.



## Bismarck im Großen Hauptquartier.

Bismarcks heldische Riesengestalt, die in dieser großen und schweren Zeit gleich der Feuer säule der Bibel als führender Genius den deutschen Heeren und dem deutschen Volke voranschreitet, wird uns in diesem Jahre durch die Wiederkehr seines 100. Geburtstages in die lebendigste Erinnerung gerufen.

Dies feierliche Ereignis wirft schon jetzt seine Schatten voraus, und so ist im Verlage von Wilhelm Langewiesche-Brandt ein prächtiges Lebensbild des „Kanzlers“ erschienen, in dem Dr. Tim Klein aus seinen Briefen, Reden und Erinnerungen sowie aus Berichten und Erzählungen seinerzeit eine unmittelbare Anschauung von seinem Wesen und Werk vermittelt.

Heute, da wieder ein Kanzler des Deutschen Reiches mit dem „mobilisierten Auswärtigen Amt“ im Felde weilt, wird uns besonders die Schilderung von Bismarcks Werkstatte im Großen Hauptquartier 1870—71 interessieren. „Der Kanzler trug während des ganzen Krieges Uniform.“ berichtet Moritz Busch, der als Vertreter für Presseangelegenheiten dem diplomatischen Hauptquartier beigegeben war, in seinen Tagebuchblättern, „und zwar in der Regel den bekannten Interimsrock des gelben Regiments der schweren Landwehrreiterei, dessen weiße Mütze und weite Aufschlagstiefel, bei Ritten nach Schlachten oder Aussichtspunkten auch an einem über Brust und Rücken gehenden Riemen ein schwarzes Lederfutteral mit einem Feldstecher und zuweilen außer dem Pallasch einen Revolver. Von Dekorationen sah man bei ihm in den ersten Monaten regelmäßig nur das Komturkreuz des Roten Adlerordens, später auch das Eisene Kreuz. Nur in Versailles traf ich ihn einige Male im Schlafrock an, und da war er nicht wohl — ein Zustand, von dem er sonst während des Feldzugs meines Wissens fast ganz unangefochten blieb.“

Bismarck machte äußerst geringe Ansprüche in Betreff der Quartiere und begnügte sich auch da, wo besseres zu haben war, mit einem höchst bescheidenen Unterkommen. Auf der Reise fuhr er meist unmittelbar hinter dem Wagenzuge des Königs her. „Im Nachtquartier eingetroffen, ging man stets sofort an die Einrichtung eines Büros, wo es dann selten an Arbeit mangelte, zumal, wenn uns der Feldtelegraph erreicht hatte, und der Kanzler durch ihn wieder geworden war, was er in dieser Zeit mit kurzen Unterbrechungen immer gewesen ist, der politische Mittelpunkt der zivilisierten Welt Europas. Auch da, wo nur für eine Nacht Halt gemacht wurde, erhielt er, selbst rastlos tätig, seine Umgebung bis spät in fast nie abbreifender Geschäftstätigkeit. Feldjäger kamen und gingen, Boten brachten Briefe und Telegramme und schafften deren fort. Die Räte verfaßten nach den Weisungen ihres Chefs Noten, Erlasse und Verfügungen, die Kanzlei notierte und regi-

sirierte, chiffrierte und dechiffrierte. Von allen Richtungen strömte Material in Berichten und Anfragen, Zeitungsartikeln und dergleichen herzu, und das meiste davon erheischte unverzügliche Erledigung."

Hier war Bismarck dann ganz in seinem Element. "Die fast übermenschliche Befähigung des Kanzlers, zu arbeiten, schöpferisch, aufnehmend, kritisch zu arbeiten, die schwierigsten Aufgaben zu lösen, überall ohne Verzug das Rechte zu finden und das allein geeignete anzuordnen, war vielleicht nie so bewundernswert wie während dieser Zeit, und sie war in ihrer Anerkennung um so erstaunlicher, als nur wenig Schlaf die bei solcher Tätigkeit aufgewandten Kräfte ersetzte. Wie daheim stand der Minister auch im Felde, wenn ihn nicht eine zu erwartende Schlacht schon vor Tagesanbruch an die Seite des Königs und zum Heere rief, meist spät, in der Regel gegen 10 Uhr auf. Aber er hatte dann die Nacht durchwacht und war erst mit dem durchs Fenster scheinenden Morgenlichte eingeschlafen. Oft kaum aus dem Bette und noch nicht in den Kleidern, begann er schon wieder zu denken und zu schaffen, zu studieren, den Räten und anderen Mitarbeitern Instruktionen zu erteilen, Fragen vorzulegen und Aufgaben der verschiedensten Art zu stellen, selbst zu schreiben oder zu diktieren . . .

Erst um zwei, manchmal erst nach drei Uhr gönnte sich der Kanzler an Orten, wo für längere Zeit Halt gemacht worden war, einige Erholung, indem er einen Spazierritt in die Nachbarschaft unternahm. Darauf wurde nochmals gearbeitet, bis man zwischen fünf und sechs Uhr zum Diner ging. Spätestens anderthalb Stunden nachher war er wieder in seinem Zimmer am Schreibtisch, und häufig sah ihn noch die Mitternacht lesen oder Gedanken zu Papier bringen."

Seine Erholung fand der Kanzler bei dem in die Abendstunden verlegten Diner, wo er das einzige Mal am Tage reichlich aß. In den angeregten Tischgesprächen, die er da führte, sprach er sich auch über die heute wieder behandelte Frage der Diplomatensprache aus. Stolz war er darauf, das Deutsche statt des Französischen eingeführt zu haben: "Mit Favre habe ich zwar in Ferrieres französisch gesprochen. Aber ich sagte ihm, dies geschähe nur, weil ich nicht amtlich mit ihm verhandelte. Er lachte darüber. Ich sagte ihm aber, das werden Sie schon beim Friedensschluß sehen, daß wir deutsch reden."

Bei einem mythologischen Gespräch meinte er einmal, er habe „niemals Apollo leiden können“. Er hätte „einen aus Einbildung und Neid geschunden (Marsyas) und aus ähnlichen Gründen die Kinder der Niobe totgeschossen“. „Er ist“, so fuhr er fort, „der echte Typus eines Franzosen: 's ist einer, der es nicht ertragen kann, daß jemand besser oder ebenso gut die Flöte spielt wie er.“



## Patrouille vor dem Feind.

Von Walter Flex.

Wir schleichen grau durchs graue Feld,  
Blannebel hüllt die falsche Welt,  
Wir äugen, eh' wir schrittweis gehn,  
Und horchen in das Windeswehn.  
Vor uns vielleicht am Waldestrand  
Liegt still am Abzug Sand und Sand,  
Liegt Feind an Feind im Holz versteckt,  
Von Strauch und Nebelrauch verdeckt,  
Und schwarzer Dunkelrauch Gier  
Zählt still uns ab: eins . . . zwei . . . drei . . . Vier . . .  
Wir schleichen vor, gedeckt, geduckt . . .  
Ein Zweiglein knackt . . . Der Finger zuckt,  
Und Fuß und Fuß und Atem stockt,  
Wir stehen still wie angepflockt.  
Jetzt . . . ! Jäh zerreißt der graue Rauch,  
Stolze schlägt aus Strauch und Strauch . . .  
Da liegt der Feind! Meldung zurück

Ans Regiment! Will's Gott, mit Glück,  
Nähtung, Kam'rad! Und jeder lieg  
Lanahin der Erde angeschmiegt . . .  
Im Sprung zurück! Geduckt, geduckt,  
Vom grauen Erdrauch eingeschluckt . . .  
Der feurigen Hornissen Schwarm  
Trägt Gier nach unserm Herzblut warm,  
Es zischt vorbei an Ohr und Blid  
In Holz und Stein mit Knack und Klid . . .  
Am Waldbrand hocht der Tod und pfeift,  
Wie schrill und kalt sein Atem streift!  
S—im— fährt's vorbei wie Messerschmitt . . .  
Still gleitet eine Kugel mit,  
Die eine, die dir selber gilt  
Und dir auf Herz und Leben zielt.  
Ihr Flughauch lösch das liebe Licht —  
Die eine Kugel hörst du nicht . . .

Im Walde vor Verdun, Oktober 1914.

(Aus der Februar-Nummer von „Westermanns Monatsheften“.)



## Konzert im Winter 1915.

Von Käthe Stellmacher.

Alles strahlte wie sonst; fast mehr. Der Feiersaal der Universität war hergegeben worden statt des Konzerthauses, in dem seit Monaten die Verwundeten wohnten.

Man hatte Sehnsucht nach Musik. Es war lange keine große Veranstaltung gewesen. Beethoven stand auf dem Programm. Mehr als je sehnte man sich nach Beethoven.

Männer, Jünglinge saßen in den Reihen zwischen der Weiblichkeit; erstaunlich, wie viele ihrer waren, trotz allem. So ist Gott sei Dank immer noch ein Volk beisammen, nicht nur Frauen.

Alles wie sonst. So schien es im ersten Augenblick. Der zweite zeigte, was sich verändert hatte.

Es war der Saal, in dem voriges Jahr, wie alle Jahre, der dies gefeiert worden war; der Jahrestag der Universität, an dem das Resultat der großen Arbeiten, die von den einzelnen nach Doktorwürde oder Wichtigerem Streben den eingeliefert wurden, bekannt gegeben wird.

Auf der Schmalseite in den Logen über dem Podium hatten die Musiker gesessen, die den „Tusch“ bliesen — jedesmal sobald der Prorektor nach dem Öffnen des geheimnisvollen Kuverts den Namen des mit dem laude geehrten Studenten genannt hatte. Wehe dem, dessen Name ungenannt blieb. Er erhielt keinen Tusch. Er war nicht gelobt vor dieser heiteren Gesellschaft, der die Männer der Wissenschaft in ihren feinen Festtrachten farbiger Talare und Mützen eine Feierlichkeit, die Federn und Seidentücher der Damen das Prunkgepräge der langen, reichen Freidenszeit gaben.

Wie wichtig war das alles gewesen — damals.

Fortgeblasen von einem Lusthauch der großen Fanfare, deren Ton uns allen war wie eine Ahnung vom jüngsten Gericht.

Die gelehrten Jünglinge tragen nun ihren „Affen“ als stramme Jungens. Der Angelobte schläft vielleicht schon unter der Heldenerde. Vielleicht auch slog ihm ein Kreuz der Ehren auf die Brust, und er lacht in strahlender Tapferkeit.

Da, wo damals die Musikanten saßen, hat der Saal seine große Furche der Veränderung erhalten. Ein Aufblick die Pfeiler empor, und das Heute ist heute, das Frühere versunken, nie gewesen.

Hinter den weißen Gestalten der Symbole, die die Pfeiler umschlingen, sitzen die Verwundeten; halb Genesene, die schon kommen dürften . . .

Jetzt spricht Beethoven. Spricht er auch zu ihnen?

Die „Eroica“ rauscht und sprudelt. Der Hochgesang auf den „Tod eines Helden“ strömt wie Meeresbrandung über Felsenufer.

Da stützt einer, den Arm auf der Brüstung, das Gesicht fast verdeckend, den Kopf in die Hand. Ein zweiter macht es ebenso.

Die Hände — reden. Sie sprechen leise: Aber ihre tonlose Sprache überzeugt selbst den Meister. Von allen reden sie, was uns die Seelen durchdringt, durchhohlt und durchfürchtet.

Diese Hände — töteten. Vielleicht war es der einen leicht, der anderen schwer. Beide taten es für uns. Vielleicht trägt jener Feldgrau, der den Arm noch steif in der Binde hält, schwerer an einer Erinnerung voll unaussprechbarem Graus, als an dem Schmerz im Schulterblatt.

Beethoven spricht . . .

„Hören sie ihn? Oder löst das Wunder dieser Töne ihnen nur von neuem das furchtbar große Erlebthaben in der Seele? Frisch gesundende Gesichter sind da; neben tief-ernsten, schwer Kranken. Ist es Einbildung oder Wirklichkeit — auf allen ein Etwas, das nicht von der Art irgend eines Gestrigen scheint.“

Einer steht da, an eine Säule gelehnt, der hat ein schmales, ruhiges Gesicht ohne Lebensklugheit, still suchende Augen voll Staunen und Fragen. Auf der Stirn unter dem glatten Haar steht ihm Eigenwillen und ein gutes Herz, um den Mund Kraft und Traurigkeit. Er wird ein Preuße aus dem Osten sein.

Mit diesem Gedanken flutet Beethovens Strom nur noch wie Wellen, die betäuben wollen und nicht können. Phantome steigen auf. Aus den masurischen Seen stöhnt es und jammert — unschuldig Schuldige. Helden verrichten ihre Arbeit mit Grauen. Die Heimat leidet Unausprechliches.

Nein, es ist nicht wahr, daß wir Sehnsucht nach Musik hatten. Liegt nicht auf allen Mienen — allen rundum — die überspannte Müdigkeit des nur Halb-bei-der-Sache-sein? Wir gingen nur her, um vor der innersten Unruhe zu flüchten, der doch nirgends zu enttrinnen ist. Vielleicht sehnten wir uns nach Beethoven, weil er übermenschlich litt und es menschlich ausdrücken konnte. Aber nicht, weil seine Kunst so voll Herrlichkeit ist. Nein, wir können keine Herrlichkeit fühlen — jetzt nicht. Laßt uns sie hören, wenn wir können, denn die Stunden der Betäubung mögen Kraft erneuern, wie der Schlaf im Stehen oder beim Rasen des Autos, den unsere Feldherren lernten und ihre Heere. Aber Genuß ist nichts mehr . . .

Das Konzert ist aus: Die Verwundeten klatschen und nickten dankbar. Einige grüßen irgend jemand. Der Preuße steht noch und starrt über die bewegte, sich lösende Versammlung im Festsaal unter ihm. Das alles wird ihm ein Traum sein. Seine Wirklichkeit ist fern in der Heimat, und die Heimat ist schwer verwundet, wie seine halb betäubte Seele.

Jetzt hören wir Beethoven nicht — jetzt erleben wir ihn. Schwarze Flügel rauschen aus dem menschlich übermenschlichen Werk seines Wesens. Maßlos, wie er, leidet nun alle Menschheit.

Leid drückt zur Erde. Leid hebt empor.

In der flutend hinausstrebenden Schar treffen sich zwei, die heimlich zu lachen, heimlich zu lieben wußten — Ein reifer Mann, eine schöne, blasse Frau: Er reicht ihr still die Hand. Sie sehen sich ernsthaft an. Er geht. Ihr Mann steht im Feld . . . Es ist vorbei . . .

Nein wir sehnen uns nicht nach Kunst und Herrlichkeit, nicht nach Glück und nicht nach Liebe. Wir erleben nur die Größe der Zeit, fieberkrank und seltsam, es zu dürfen. Mit Schauern von Gedanken über Meer und Land, zu Heldenopfern und Brudernot, legen wir, gramvoll, ohne Verdienst es zu dürfen, uns zu Bett und wer es kann — jeder auf seine Weise — der betet.



## Die Kosaken.

Von Fritz Fleu.

Ihr Ursprung war Raub, und um den Galgen ist es schade für solche Vögel! Ihr Name, der tatarischen Ursprungs ist, bedeutet Strahnenräuber. Mit Recht: denn als Wegelagerer an den Stromschnellen (porogi) des Dniepr sind ihre Vorfahren, die „favoritischen“ Kosaken berüchtigt gewesen längs der weiten Handelsstraße von Buzans zum reichen Kiew. Gogol hat versucht, diese Zeit der Saporoger in seinem „Kosakenblut“ dichterisch zu verklären. Aber das Rittertum seines Andri Bulba erkennt man auf Büchsenkühweite als ange schminkt, und aus dem Sengen und Brennen, aus den Kämpfen mit Wurfgeschloß, Dolch und Lanze heraus tritt uns nur jene rohe Gier entgegen, die sich in dem aus Polen entlaufenen Gefinde in der alten Ukraine im Kampfe mit den Tataren herausgebildet hat.

Die polnische Adelsrepublik suchte im 15. Jahrhundert die Kosaken zur Grenzwehr Polens zu machen. Aber deren Raubzüge machten dies unmöglich, und so kam es im 16. und 17. Jahrhundert zu jener kämpferischen Zeit, die den Glanz kosakischer Tapferkeit zeigt. Die Hetmane Doroschenko und Chmielniski hielten bald zu Polen, bald zu Rußland und der Türkei und versuchten, einen selbständigen Staat zu gründen. Aber mit Mazepa brach diese Hoffnung zusammen. Da der Zar die Selbständigkeit der Ukraine nicht anerkannte, schloß Mazepa sich auf die Seite der Schweden, und bei Poltawa wurden mit Schwedens Stellung auch die Hoffnungen der freien Ukraine und ihrer Kosaken begraben.

Die immerhin eigenartige und von einer gewissen wilden Romantik umwobene Geschichte dieser Nachkommen der Saporogi hat wenig oder nichts zu tun mit jener der heutigen Kosaken. Allenfalls mag das Heer am Don, das heute 34 Regimente 1. und 2. Aufgebots und 36 selbständige Reiterhundert-schaften (Sotnien) 1. und 2. Aufgebots, zusammen 300 Hundert-schaften zählt und ein Gebiet von 170 000 Quadratkilometer bewohnt, noch einige Erinnerungen an die ukrainischen Vorfahren bewahren, die nach dem Zusammenbruche der Tatarenherrschaft in den Dienst der Zaren von Moskau getreten sein sollen. Nur daß die Frauen in den Niederlassungen des Meeres leben, die ganz häuerlichen Zug tragen im Gegensatz zu den Saporogern, die in der „Tisch“ der Krieger keine Frauen und Kinder duldeten, vielmehr diese auf besondere Höfe verwies. Auch erhielten die Kosaken am Don bereits Zugang von russischen Ausgewanderten und nahmen schließlich die Sprache und Sitte der Großrussen an. Insbesondere ging der ursprüngliche Zug des alten Kosakentums damit verloren, daß ihnen keine Gelegenheit mehr zu großen Raubzügen auf eigene Faust blieb und sie ihren Räuberstimm seither nur noch betätigen konnten in der vom Zarentum in milder Rücksicht geübten Schinderei, die aus ihrem Polizeidienste sich ergab.

Den donischen Kosaken stehen am nächsten die uralischen, die ich aus persönlichem Verkehr kenne, ohne sie hochzuschätzen. Von ihren Niederlassungen im und am Südrussland aus hat sich der Strom kosakischer Siedler über Sibirien ergossen. Dort mögen sie Tüchtiges leisten, doch sind auch sie von rücksichtsloser Ausbeutung der Naturkräfte beherrscht, die ich an ihren Vettern am Ural mit Ekel beobachtet habe. Man braucht nur einer Stör-fischerei auf Kosakenflüssen beigewohnt zu haben, um den wüsten Unverstand in ihrer Wirtschaftsweise zu erkennen. An einem bestimmten Tage wird auf das Signal eines Kanonenschusses hin das Eis aufgeschlagen und dann mit Speeren auf die angesammelten Fische eingestoßen, ohne Rücksicht auf die zahl- und swedolischen Verwundungen, die bei diesem unsinnigen Verfahren unvermeidlich sind und wertvolle Fische vernichten.

Die uralischen Kosaken sind durch Entartung im Polizeidienste der Großstädte auch in ihrem einst so hochstehenden häuslichen Gewerbe zurückgegangen. Bekanntlich werden in ihren Dörfern die feinen Wollstücker verfertigt, die nach dem Verwendungsorte benannten „Drenburger Tücher“, die bei unseren Frauen so beliebt sind. Sie gehen an Güte von Jahr zu Jahr, namentlich in der Gleichmäßigkeit der Knüpfung und Reinheit der Wolle in demselben Maße zurück, als die Preisforderungen sich steigern. Und auch die ehemals so berühmten Webstuhlarbeiten verschwinden. Namentlich werden die schönen buntfarbigten Leinentücher durch Lodenfabrikschund verdrängt.

In dieser wie in mancher anderen Hinsicht sind die Kaschiren durchaus den Kosaken überlegen, von denen sie ebenso tief wie grundlos verachtet werden. Insbesondere gilt das auch hinsichtlich ihrer Pferde. Allerdings ist das Kosakenpferd hochläufiger und daher schneller, und es verliert ja auch seinen größten Vorzug, die Anspruchslosigkeit und Wetterbeständigkeit, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil es hinreichend Ver-

nachlässig wird und unter Schnee und Eis seine Weide suchen mag, wo es solche findet. Aber an Kraft und Ausdauer kommt es dem Baschkirenpferde nicht gleich. Aufgebessert mit russischem Traberblute gibt dies ein ganz ausgezeichnetes Offizierpferd. Ich habe niemals auf einer besseren Stute gefessen, als auf einem Schimmel solcher Bucht, den mein Gastfreund im Ural mir auf der Jagd zur Verfügung stellte.

Insbesondere bin ich enttäuscht gewesen durch die für mich geradezu unfähige Unfähigkeit, die ich an den Kosaken als Jäger kennen lernte. In einer Niederlassung waren dicht am Dorfe in einer der von den Wölfen so gern angenommenen tiefen, mit Wald bestandenen Steppenschluchten sechs Wölfe gesüßt. Wir wurden aber schon am Vorabend der Jagd hinreichend darüber belehrt, was uns Tags darauf bevorstehen sollte.

Ein Hüne mit langem, blondem Vollbart hatte sich nämlich abends gebrühtet, die Wölfe alle miteinander durch ein Ferkel anzulocken und zu erschicken. Er hatte also seine Hlinte tüchtig mit Pulver und gehacktem Blei vollgestopft, eine Aie in den Pelsgürtel und das Ferkelchen in den Sack gesteckt, diesen auf den Schlitten geladen, seinen Braunen vorgeführt und war bei schönstem Mondschine durch das Schilf und Getrüpp gefahren. Als aber dort das Ferkel sofort zu quieken begann, noch ehe es ausgeworfen war, kam ihm die Geschichte bedenklich vor. Die Aie blieb im Pelsgürtel stecken, und als das Ferkelchen sich nicht beruhigen ließ, steckte der Hüne ihm statt der Spitze den Aiengriff ins Schnäuzchen, um es zum Schweigen zu bringen. Froh, von den Wölfen unbelästigt geblieben zu sein, erreichte er nachts wieder das Dor seines Höschens; und wenn ihm seine Aufregung nicht einen läßlichen Streich gespielt hat, so hat er bei der Heimkehr wirklich auf der Dorfstraße einen Wolf gesehen, der mit einem Hunde im Range davontrotzte. Ja, zwei andere von den ganz Schlimmen sollten noch im Schatten des Holsaunes auf Beute gelauert haben. „Gospodi pomilui!“

Unter diesen immerhin günstigen Aussichten würden zwei Pfesstauer Jäger ausgereicht haben, je einem Schützen mindestens einen Wolf mit Sicherheit vor die Büchse zu bringen. Unsere Kosaken aber fingen die Geschichte wie folgt an:

Morgens um 8 Uhr begann der Ausritt. Anstatt sich unter Wind anzuschleichen und lautlos die ziemlich lang hingedehnte Altwasserschucht zu umitellen, zottelten sie munter plaudernd zu drei, vier Reitern auf den nächsten Berg, um von dort das Wäldchen einzusehen, immer alle von derselben Seiten. Als alle draußen waren, hätte es losgehen können. Aber nun fehlte der Herr Ataman. Ein Vöte nach dem andern wurde zurückgeschickt, um ihn zu holen; und als der alte Herr endlich kam, ging die Beratung los. Selbstverständlich warteten die Wölfe den Beginn des Treibens nicht ab, sondern empfahlen sich in langen Fluchten auf die Steppe hinaus. Immerhin waren drei Stück unflug genug gewesen, sich eintreiben zu lassen und kamen im Treiben vor, ohne beschossen zu werden. Mein Freund, dem dieser widerliche Betrieb im Hinblick auf mich im höchsten Grade peinlich war, riet dem Ataman, das Treiben noch einmal mit zwei berittene Eskadren rechts und links umschlagen zu lassen. Die Kerle ritten auch los, kamen aber schon nach zehn Minuten zurück und erklärten, die Wölfe seien hinaus. Darauf wurde die Jagd abgebrochen, und als die ganze Gesellschaft auf dem Berge hielt, konnten wir feststellen, daß drei, anscheinend schwache, Wölfe tatsächlich noch in dem dicksten Busch gesteckt hatten und sich erst jetzt davonmachten.

Die gleiche Vorterei ist in ihrem Wirtschaftsbetriebe und insbesondere auch in ihrer Ausrüstung festzustellen. Bei einer Inspektion wurde erst die eine und dann die andere Hälfte der Mannschaften in denselben Stiefeln vorge stellt. Das Wohlwollen, mit dem der inspizierende Offizier diesem Schwindel beizubohnte, sprach Bände. Ich habe oft genug von russischen Reiteroffizieren das Urteil gehört, daß aus den Kosaken nicht eher wieder etwas werden könne, bis ihr letzter Vorgesetzter gehängt und die ganze Sippschaft in stramme Bucht genommen sei. Sitzen und Polen haben die Nachlässigkeit dieses Gesindels abermals kennen gelernt, und der Kosak hat dort gezeigt, was die russische Polizeiwirtschaft in ihm fertig gebracht hat. Wie sollte er auch anders sein, da auch der Geier ein Geier bleibt! Was die Tataren aus seiner barbarischen Instinkten gemacht haben, hat Rußland in berechnender Bosheit zur höchsten Blüte entwickelt.

Jetzt kommt die Nachricht, daß Väterchen Zar seine lieben Kosaken aus der Front wieder zurückruft, weil er sie im Innern des Reiches zur Sicherheit seiner Städte braucht. Dort soll ihre Kunst im Amtenführen und Frauenhänden ihm wieder helfen, die Volkssurruhen zu unterdrücken, die als natürliche Folge des frevelhaft unternommenen und nun so blutig ausgehenden Krieges ausgebrochen sind und immer weitere Kreise zu ziehen drohen. Namenloses Rußland!

## Unter den nassauischen Fahnen.

Von Karl Schütz.

Unsere nassauischen Regimenter werden in der Kriegschronik unserer Tage verhältnismäßig wenig genannt. Eine spätere Zeit, die für die genaue Beschreibung der Kriegereignisse mehr Muse finden wird, als unsere Tage, in welchen sich die Ereignisse förmlich jagen, wird aber auch von dem Ruhm der nassauischen Fahnen viel zu berichten haben. Schon heute sind einzelne Episoden des großen Kampfes aufs unlöslichste mit den Namen der nassauischen Regimenter verknüpft. „Unsere „Achtziger“, die „Einundachtziger“, „Siebenundachtziger“ und „Achtundachtziger“ sowie die Artillerie der „Siebenundzwanziger“ und „Dreiundsechziger“ waren oft im Vordertreffen großer kriegerischer Ereignisse gestanden. Vor allem aber auch unsere waderen Pioniere, die „Einundzwanziger“ und „Fünfundzwanziger“; hat doch gerade dieser Krieg gezeigt, daß die Pioniere jeder anderen Waffe an Wert und Wichtigkeit ebenbürtig sind. Wenn wir die einzelnen Haupttreffen erwägen wollen, wo die nassauischen Regimenter im Vordertreffen standen, so müssen wir vor allem Neuschateau nennen, ferner die Schlacht an der Marne und die Kämpfe an der Aisne. Unsere Regimenter unterstehen befanntlich dem Oberbefehl des Herzogs von Württemberg; welche Stellung das 18. Armeekorps in den Kämpfen an der Westfront bisher innehatte, erhellt am besten aus der Tatsache, daß der Kriegsminister dem Korpskommandeur erklärte: „Ohne Sie wären wir heute noch nicht so weit.“ Auch die erhebliche Zahl der Eisernen Kreuze 1. und 2. Klasse spricht für den Mut der Nassauer; Reservekorps, Landwehr und Landsturm stehen ebenbürtig nebeneinander. An Zahl sind die Nassauer ungemein groß; die Tauglichen sind zahlreicher als die aus dem rheinischen Industrieviertel. Von Wiesbaden sind allein über 18 000 Mann eingerückt; manche nassauischen Dörfer stellten 1000 Mann. Einzelne Episoden sind heute schon geeignet, die Ruhmesblätter der nassauischen Regimentsgeschichte zu vermehren: Ein Feldwebelleutnant führte 3. B., nachdem alle Offiziere gefallen waren, ein ganzes Bataillon allein zum Sturmangriff. . . . Auch auf der „Emden“ und auf dem Unterseeboot „U 9“ sind geborene Nassauer an Bord, darunter zwei Wiesbadener als Heizer und ein Frankfurter. Daß Prinz Friedrich Karl, obgleich schon General, sein Regiment als Oberst anführte, dann verwundet wurde, und zwei seiner Söhne ebenfalls ihren hohen Soldatenmut bezeugten, ist bekannt. Damit ist aber der „Ruhm von Nassaus Fahnen“ sicherlich noch nicht zu Ende, und wir werden bis zum Abschluß dieses großen Kampfes noch mehr erfahren, was unseren braven Regimentern zur unvergänglichen Waffenehre gereicht.

Vor hundert Jahren flatterten die nassauischen Fahnen ebenfalls in fernen Ländern jenseits der vaterländischen Grenzen. Aber nicht für das deutsche Land galt es damals zu kämpfen, sondern für den Vorteil eines anderen Landes, dessen Herrscher als Ursupator über den heimatischen Fluren waltete. In Spanien waren damals die wichtigsten Kampfplätze, wo die Nassauer ihren weltberühmten Soldatenmut bewähren konnten. Kein Geringerer als der berühmte General von Kruse führte damals die nassauischen Regimenter zum Sieg, und als später die Zeiten sich wandelten und die Nassauer Gelegenheit fanden, für Deutschlands Befreiung zu kämpfen, da fanden sie in der Schlacht bei Waterloo Gelegenheit, unvergänglichen Lorbeer an ihre Fahnen zu heften. Wellington mußte damals in seinem Schlachtbericht über die Tapferkeit der Nassauer zugeben: „General Kruse of the Nassau-service, like wise conducted himself much to my satisfaction. . . .“ („The dispatches of Wellington“, London 1830.) Auch in dem heutigen Weltkrieg werden die Engländer ihr Urteil über die nassauischen Regimenter nicht zu revidieren haben. . . .



## Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

### Deutsche Worte.

Je mehr wir in der Lage sind, eine hervorragende Stelle auf allen Gebieten in der Welt zu erringen, um so mehr soll unser Volk in allen seinen Ständen und Gewerben sich daran erinnern, daß auch hierin das Walten der göttlichen Vorsehung zu erkennen ist. Wenn unser Herrgott unserem Volke nicht noch große Aufgaben gestellt hätte, dann würde er ihm auch nicht so herrliche Fähigkeiten verliehen haben. Wir wollen also im Hinblick auf die Entwicklung unseres Volkes zum Himmel emporblicken, dankbar für die Gnade, die er uns erweist, indem er uns für gut hält, seine fürsorgenden Zeichen uns zuteil werden zu lassen. Wir wollen aus alledem lernen, daß auch heute, in einer hohen Blüthezeit, wir an den alten Quellen festzuhalten haben. Auch heute gilt es wie vor hundert Jahren: Erst den Blick nach oben emporzurichten in dem Versehen, daß alles, was uns blüht und was uns gelinnet, durch Fügung von oben erwirkt ist. Und so wollen wir im Erkennen der göttlichen Fügung entschlossen wirken, solange es Tag ist. Dann kann jeder an seine Beschäftigung gehen, der Gelehrte an seine Bücher, der Schmied an seinen Amboss, der Bauer an seinen Pflug, der Soldat an sein Schwert, und sein Gewerbe so treiben und so führen, wie es einem braven Christen und Deutschen ziemt. Dann werden wir Männer der Tat sein, ein entschlossenes Volk, den Blick nach oben gerichtet, vorwärts strebend mit dem Bewußtsein, daß eine große Pflicht und Aufgabe uns zugeteilt ist.

Das Jahr 1807 lehrt uns, daß die Bewegung des Volkes ihren Grund und ihre Quellen fand, als das Volk sich auf sich selbst besann. Als die schweren Schicksalschläge es trafen, hat es nicht, wie sonst wohl in der Geschichte der Völker geschehen, sich emporgedreht in Undankbarkeit gegen das Herrscherhaus, sondern hat sich, dem Beispiel des hohen Königssohnes folgend, unterworfen und hat in seiner Ergebung anerkannt, daß die strafende Hand Gottes ihm eine Prüfung auferlegt habe. Diese Erkenntnis hat das Volk zur Einkehr geführt, und die Einkehr hat zur Folge gehabt, daß es sich auf das Wort Gottes besann, mit einem Wort, daß es zur Religion zurückkehrte. Unsere Väter haben Gottes Wort gelauscht, sie haben ihm gehorcht und haben ihm vertraut, und er hat sie dafür nicht im Stich gelassen. Das ist in kurzem die Lehre, die wir aus dem Jahre 1807 zu ziehen haben: das gemeinsame, feste Gottvertrauen des Königshauses und seines Volkes. Das Erkennen des göttlichen Willens eint in der schwersten Zeit hat uns wieder emporgeführt.

### Kaiser Wilhelm II.

(bei der Enthüllung des Nationaldenkmals in Remel am 23. Dez. 1907).

### Schmerzliches Sonett.

Der Alte Fritz sah drunten in den Nächten  
Auf einem Thron, aus Latengalan gewoben,  
Und dachte, weil den Busen Seufzer hoben,  
An sein einst freies Volk, das ward zu Knechten.

Da kam, so lange von den Schicksals Nächten  
Im irdischen Stand des Lebens aufgehoben,  
Sein alter Bruder kam jetzt her von droben;  
Den sah er und hub an: „Will Preußen sechten?“

Der aber sprach, mit Siegesgalan im Blicke:  
„Ich komme dir als Bote, daß erschienen  
Nun ist die Stunde, wo es bricht die Stricke.“

Da sprang der alte König auf mit Mienen,  
Als ob er selbst zu neuem Kampf sich schide,  
Und sprach: „Jetzt will ich wieder sein mit ihnen!“

Friedrich Rückert.

### Die Kunst des Tröstens.

Peter Mosegger schreibt in „Heimgärtners Tagebuch“: Eine arme Frau, deren zwei Söhne vor der Front stehen, beklagt sich, daß so wenig Leute trösten können. Sie sei jetzt ganz vereinsamt auf der Welt und möchte halt manchmal mit jemandem über ihren Kummer reden. — Da komme gewöhnlich ein solcher Trost zurück: Na, nur Mut, jetzt ist halt Krieg. Müßen alle dran. Den Soldaten geht's ja ganz gut, hört man; manchmal bissel im Wassergraben liegen. Da schadet nix. Fürs Vaterland. Werden schon wieder zurückkommen. Und wenn nicht — gefallen fürs Vaterland. Ein schöner Tod. Ein Heldentod. Nur nicht verzagt sein.

So trösten sie. — Daß das bange Herz nach solchem Trost garnicht verlangt, weil es sich den selber sagt, daß es sich nur nach ein wenig Teilnahme und Mitleid sehnt — sie denken nicht daran.

Die schwer bekümmerte Mutter ging zu meiner Frau, um ihr Herz auszuschnitten. Meine Frau sagte garnichts — sie weinte mit ihr. Und dieses gemeinsame Weinen hat der Verlassenen Mutter wohlter getan als die hoch klingenden Trostworte.

### Leere Bierfässer als Lebensretter.

Wir lesen in der „Zwidauer Zig.“: Von der an das 133. Inf.-Regt. ins Feld gesandten Ladung Bier (66 Faß) der Aktienbrauerei Zwidau vorm. Pölsch sind vom genannten Regiment nur 55 leere Fässer mit dem Bemerkten zurückgeschickt worden, daß es leider nicht möglich gewesen sei, sämtliche geleerte Fässer zurückzusenden, da ein Teil derselben (11 Stück) durch eine in unmittelbarer Nähe der geleerten Fässer eingelagerte feindliche Granate völlig zerstört worden seien. Einige der zurückgesandten Fässer zeigen noch die Spuren von Sprengstoff. Unter diesen befindet sich eins mit folgender Aufschrift: „Mein Lebensretter. Granatsplitter. Günther, Offiz.-Stello. 2./133.“ Der Granatsplitter selbst ist auf dem Vorderboden aufgebracht. Das Faß ist von einem kleineren Granatsplitter durchschossen und der eine Fahreifen zerplittert. Die Brauerei wird dieses Faß als Andenken aufbewahren.

### Ein Irrtum.

In Strassburg wohnte ein Gärtner, der klagte einem Doktor, bei dem er manchmal im Taglohn arbeitete, über Kopfschmerz und Schwindelanfälle. Der Doktor verschrieb ihm ein Rezept, hieß es ihn in die Apotheke tragen, und es auf einmal einnehmen. Als er nun hinging, machte er das Brieflein auf, denn er war in seiner Jugend auch in die Schule gegangen und hatte einen alten Donat samt der Grammatik studiert. Er konnte aber bloß unten die drei Worte entziffern: Filant pillulae, septem, d. h., es sollen aus dem Rezept sieben Pillen hergestellt werden. Der Gärtner aber meinte, Pillulae sei so viel als Puleae, d. h. junge Vögelchen oder Hühner; er ließ darum die Apotheke sein, ging heim und berichtete seiner Frau, der Doktor habe ihm etwas verschrieben, sie müsse ihm sieben Hühnerchen kochen, vier in einer Brühe und die anderen drei gebraten. Die Frau gebrachte und tat es. Wie nun des andern Tags der Doktor spazieren ging, fiel ihm ein, er könne bei seinem Patienten einmal nachfragen, wie das Mittel gewirkt habe. Er fand ihn bei besserer Gesundheit und fragte ihn, ob denn die Arznei so gut gekostet hätte. „Ja“, sagte der Gärtner, „aber ich habe sie erst zur Hälfte gegessen, Ihr habt geglaubt, ich sei ein Bauer und habt mir zu viel verschrieben.“ „Wieso?“ fragte der Doktor. Da antwortete der Gärtner: „Von den gestotenen habe ich nur drei, von den gebratenen zwei und von dem dritten einen Flügel hinuntergebracht.“ und erzählte alles, wie es sich begeben. Der Doktor wunderte sich, lachte und sagte, er solle das übrige jetzt noch dazu essen, dann würde die Krankheit aufhören.

### Aus dem Buche der Natur.

Vom Igel. Den Igel als Hausgenossen möchte ich nun eben nicht empfehlen; denn als echter Swineigel ist er über die Maßen unreinlich, er wimmelt von Flöhen, verbreitet nichts weniger als angenehme Düfte, und sein nächtliches Traben und Rumoren ist gerade auch nicht nach jedermanns Geschmack. Wo aber ein nicht zu beschränkter Freiraum beim Hause zur Verfügung steht, da mag man den Igel eine Zeit lang halten, und seine Beobachtung wird viel Freude verursachen. Ein von mir im Spätsommer eingebrachter Jungigel zog schon am ersten Abend, bei jeder Beunruhigung tapfer-zornig auftauchend, seinen Milchnapf in seinem Zwinger hin und her, trank in unheimlichen Mengen, schlürfte zwei rohe Eier und leerte dann noch eine große Schüssel mit in Milch eingeweichtem Semmel. Auf den Igel paßt so recht das Wort „verfressen“, denn er ist gefräßig obnegleichen, aber noch weiter geht sein Vermögen zu trinken. Milch liebt er über die Maßen, aber auch geistigen Getränken sollen manche Igel nicht abgeneigt sein. Ich habe mich zu diesem biologisch wertlosen und auch im Grunde quälereischen Versuch nie entschließen können. Meine Hausigel waren oft schon nach einem Tage leidlich zahm, einen Personenunterschied scheinen sie jedoch nicht zu machen. Besser als im Freiland-raum erhalten sich die Igel in Menschennähe, wenn man das Glück hat, ganz im Freien zu wohnen und wenn man da einen Garten mit reichen Heckenbeständen besitzt. Es gewährt einen freundlichen Eindruck, den Stachelmann gleich Dick und Wachtel im Laubwerk nisteln zu hören und ihn bei seinen Mondscheinpromenaden zu beobachten. Den Erdbrütern und dem Hasenfah bringt der Igel Gefahr, er stiftet als Mäusejäger und Kerbtierfresser auch vielseitigen Nutzen. Und wenn man ihn in Safanerien z. B. durchaus nicht dulden kann und seine Anwesenheit in der Nähe von Geflügelzuchtstätten mit nicht unberechtigtem Mißtrauen betrachtet, so verdient er als der ein-

zige deutsche Vertreter seiner Gattung nichtsdestoweniger unser hohes, heimatkundliches Interesse und, wo es angeht, unseren teilnehmenden Schutz. Als beste Schutzmaßnahme kann ich nur die eine empfehlen: den Igel, wo er vorkommt, unbedenklich gewähren zu lassen und dem Hunde zu wehren, der ihn vielleicht fassen möchte.

M.-B.

Von einem zahmen Mandrill berichtet v. Fischer, daß dieser Affe beim Anblick von Schlangen stets eine unbefreibliche Angst geäußert habe, gleichviel ob er die Schlangen tot, lebend oder auch nur abgebildet erblickte; ja sogar ein schlangenähnlicher Gegenstand, wie z. B. ein Guttapercharohr, verlebte ihn in namenlosen Schrecken. Begegnete das kleine Tier solchen Gegenständen, so lief es in schwerfälligem Galopp unter schrillen Angstschreien in den Käfig, um sich daselbst in irgend einem Winkel zu verbergen. Zeigte ich ihm ein Glasgefäß mit jungen Blindwischen, so schrie er ebenfalls und suchte zu entkommen. Als ich ihm ein anderes Glasgefäß mit nassem Moos zeigte, lief er hastig darum herum und sah durch die Wände, um sich zu überzeugen, ob nicht auch dort eine Schlange läge. Er wagte es aber nicht, in das offene Glas zu greifen. Wilder betrachtete er sehr gern, und er verstand es gut, in einem Bilderbuch zu blättern, was jedoch damit endigte, daß er die Bilder erst zu bereden, dann zu besetzen und endlich abzukraben begann. Ich gab ihm einst ein großes Bilderbuch und legte zwischen den Blättern die Abbildung einer Holothurie aus dem Profektus von Semper's Stelle auf den Philippinen hinein. Als er den sie bedeckenden Bogen umwendete und ihrer ansichtig wurde, sprang er fast einen Fuß hoch in die Höhe und schlug laut schreiend mit der Hand auf den Boden, das Haar sträubend und am ganzen Leibe zitternd, worauf er schleunigst davon lief und noch lange schrie, offenbar die abgebildete Holothurie für eine Schlange haltend. Längere Zeit hatte er die süße Angewohnheit, Teppichecken, Tisch- und andere Decken umzuwenden, um unter ihnen nach kleinen Sandkörnern, Staubteilchen usw. zu suchen und diese aufzulesen. Er gehorchte zwar meinem Verbot, im unbewachten Moment begann er das Manöver jedoch von neuem. Da mir dies höchst lästig wurde, kam ich auf die Idee, seine Furcht vor Schlangen zu benutzen, um ihn davon abzuhalten. Ich legte daher unter die Stellen, an denen er gewöhnlich die Decken emporhob, abgestreifte Schlangenhäute. Das Mittel sollte nicht fehlschlagen. Wie gewöhnlich hob er eine Tischdecke in die Höhe, prallte aber laut schreiend, von der abgestreiften Haut des Reptils erschreckt, zurück, sodaß er vom Tische auf den Boden fiel. Ein späterer Versuch am Teppich hatte denselben Erfolg. Es dauerte dann mehrere Tage, bis er wieder einen Versuch wagte. Allein da diese Häute stets unter den Decken lagen, so unterließ er es zuletzt ganz. Mit einem Spiegel unterhielt er sich die erste Zeit sehr lange. Er ging auf ihn los, blieb in einiger Entfernung davon stehen, lachte das Bild an und drehte sich sofort herum, um die gefärbten Teile des Körpers zu zeigen; da er sich aber dabei selbst aus den Augen verlor, so näherte er sich dem Spiegel, wobei er erst mehrmals hinter ihn griff, dann hinter ihn blickte und zuletzt weiter ging, ohne ihn zu beachten, indem er nur hin und wieder beim Vorübergehen hineinblickte und grinste.

#### Ein Schwereidler.

Am \*\* morgens war ich bei den Herren Franzmännern! Das kam nämlich ganz eigentümlich. Ich war die Nacht zuvor an einer Sappe, d. h. an einem Laufgraben gegen den Feind, beschäftigt, um denselben weiter nach vorn zu arbeiten. Die Entfernung zwischen mir und dem Feind betrug nur sechs Meter. Als es morgens hell wurde, steckte ich Raseweis den Kopf mal über die Deckung. Da sah ich, wie ein Franzose von der anderen Seite mich ganz treuherzig anschaute. Ich mußte lachen und dachte im Augenblick garnicht an Deckung. Nun rachte er mir Zeichen, daß er eine Zigarette von mir haben wollte; darauf zeigte ich ihm eine Schachtel der meinigen. Als er das sah, meinte er, ich sollte sie ihm hinüberbringen. Ich machte ihm Zeichen, damit er herüberkomme, um sie sich zu holen. Er aber kam nicht. Nun dachte ich: Kannst ja mal probieren und hinübergehen. Die Franzosen hatten nämlich die ganze Nacht keinen Schuß auf uns abgefeuert. Ich machte nun einen Sprung aus meinem Graben heraus und hinüber nach den Franzmännern. Drüben angelangt, warf ich mich auf die Deckung. Nun sprang der Franzose herbei und nahm die dargereichten Zigaretten. Dann reichte er mir die Hand und sagte: „Deutsch Kamerad willkommen.“ Nun kam ein ganzes Rudel Franzosen, darunter ein Korporal, herbei, zogen mich in den Graben hinein und reichten mir alle die Hand. Ich machte natürlich große Augen, als die alle so freundlich gegen mich waren. Nun ging die Geschichte weiter. Einer kam mit frisch gekochtem Kaffee, der andere mit Stollen und Butter, machte ein Butterbrot und gab es mir. Ich setzte mich gemütlich auf eine

Bank und fing an, den Morgenkaffee bei meinen feindlichen Kameraden einzunehmen. Als ich so mitten im Trubel war, kam plötzlich ein Franzmann um die Ecke des Laufgrabens gerannt und rief mir zu: „Kamerad geh'n, Offizier kommen, Kamerad nicht mehr fortlassen.“ Ich sprang natürlich sofort auf. Die Franzosen wollten mir heraushelfen, aber schon war ich mit einem schnellen Sprung heraus und in meinen Graben hineingeklettert. Als ich mich wieder nach ihnen umschaute, kredten sie alle die Köpfe heraus, lachten und klatschten in die Hände. Nun kam auch unsere Infanterie mit den Köpfen heraus, lachte und klatschte mit. Von da ab fiel in diesem Abschnitt von Seiten der Franzosen wie von uns kein einziger Schuß mehr. Ich konnte dann bis des Abends frei oben drauf arbeiten.

#### 75 Privatlazarettzüge!

Wie wir einer Mitteilung des „Konfektionärs“ entnehmen, sind bisher nicht weniger als 75 Privatlazarettzüge gestiftet worden. Da ein Lazarettzug durchschnittlich 80 000 bis 100 000 Mk. kostet, so ist zu entnehmen, welche erhebliche Mittel die private Orferwilligkeit aufgebracht hat, um die Beförderung der Verwundeten von der Front in die Heimatlazarette auf die zweckmäßigste Weise zu ermöglichen. Die meisten Lazarettzüge hat das Rote Kreuz in den verschiedenen Organisationen gestiftet, und zwar nicht weniger als 45 Züge. Außerdem haben sich aber auch Gemeinden und Gemeindevorstände der Johanniter- und Malteser-Orden sowie hervorragende Vertreter der Industrie und der Finanz an den Stiftungen beteiligt. Es ist auf diese Weise erreicht worden, daß, wie das Preussische Kriegsministerium mittelst, der Bedarf an Lazarettzügen zurzeit gedeckt ist, sodaß neue Züge vorläufig nicht mehr aufgestellt werden.



#### Luftige Ecke.

Die Proben zu dem neuen Stücke hatten begonnen, und der Regisseur machte den Schauspielern klar, was sie während des Schneesturmes im ersten Akt tragen sollten. „Ich wünsche, daß die Herren während dieses Auftritts dicke Ueberzieher tragen, denn diese Nacht soll die kälteste seit zwanzig Jahren sein. Also vergessen Sie das nicht.“ Er wiederholte dies mehrere Male, als sich ihm plötzlich einer der Schauspieler, ein neuer Statist, näherte und zu ihm sagte: „Ich habe keinen Ueberzieher, aber es genügt vielleicht, wenn ich mein dickes Unterzeug anziehe?“

Ein alter Verbrecher von siebzig Jahren wurde in Wildwest zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt. Mit ausgestreckten Händen protestierte er dagegen. „O, Euer Ehren, Euer Ehren, das kann ich nicht mehr machen.“ — „Nacht nichts,“ kam die Antwort. „macht nichts, erledigen Sie soviel davon, wie Sie können.“

„Papa, machte Edison die erste Sprechmaschine?“ — „Nein, mein Sohn, die erste Sprechmaschine machte Gott, aber Edison machte die erste, die man nach Belieben abstellen kann.“

„Unser Fabrikat wird stets gründlich probiert, ehe es die Fabrik verläßt. Kein Mensch kann heutzutage etwas verkaufen, das nicht vorher probiert ist.“ — „O, wir verkaufen unser Produkt immer, ohne daß es erst probiert wird.“ — „Das ist ja seltsam. Was verkaufen Sie denn?“ — „Dynamit.“

Frau A.: „Die beiden Damen da sprechen nicht mehr mit einander. Jede behauptet, das klügste Kind in der Stadt zu haben.“ — Frau B.: „Welche hat denn recht?“ — Frau A.: „Keine von beiden — ich habe das klügste Kind.“

Mietlustiger: „Nummer dreizehn? Es dürfte kaum Glück bringen, in einem Hause zu wohnen, das die Nummer dreizehn hat.“ — Hausbesitzer: „Sie werden doch nicht an solchen Unsinn glauben.“ — Mietlustiger: „Nun, wieviel Miete würden Sie nachlassen, wenn ich es wage?“

„Ja,“ sagte der Versicherungsagent, der sich zur Ruhe gesetzt hatte, „einmal veranlaßte ich einen Herrn, eine Lebensversicherung für fünftausend Mark abzuschließen, und am Tage darauf wurde er durch einen Unfall getötet. Und dabei hatte ich eine unendliche Mühe mit ihm gehabt.“ — „Ich denke mir, Sie werden auch gewünscht haben, Ihre Ueberredungskunst hätte nicht solchen Erfolg gehabt!“ — „Im Gegenteil, Sehen Sie, ich heiratete seine Witwe.“



## • Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung. •

Nr. 20.

Wiesbaden, den 14. Februar 1915.

3. Jahrgang.

### Inhaltsangabe:

„Wir und das Ausland“, von Prof. Dr. Paul Hensel. — „Die Zukunft unseres Christentums“, von Dr. Hans Landsberg. — „Brüder“, Erzählung von H. Fahr. — „Deutschlands Schiede“, von Max Krell. — „Des Kriegers Braut“, von Dr. von Guelf. — „Bilderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienalters. — „Lustige Ecke“.

### Zum Geleite:

Sobald der Mensch den Glauben an ein Vaterland, an die Selbständigkeit des Volks, an die Heiligkeit des Rechtes aufgegeben hat, schweift er in einer Lede. — Vom Hochsitz des Volkstums heruntergestiegen, wird er jedermanns Fußbant.

Turnvater F. E. Jahn, Schwanenrede.

## Wir und das Ausland.

Von Paul Hensel, Professor an der Universität Erlangen.

Einer so allgemein vorhandenen Erscheinung gegenüber, wie es die Abneigung gegen uns ist, ist es sinnlos, jeden einzelnen Fall mit Gründen erklären zu wollen, die nur auf diesen einzelnen Fall zugeschnitten sind. Das mögen Gelegenheitsursachen sein, die einen besonders häßlichen Ausbruch in diesem oder jenem Fall bewirkt haben, die ganze Disposition aber ist eine allgemeine und dauernde, und es gilt daher nach allgemeinen und dauernden Gründen zu suchen, welche diese für uns bedauerliche oder erfreuliche Sachlage zu erklären geeignet sind. Es kommt hierbei auch garnicht in Betracht, ob vielleicht ein Staatsmann von der Bedeutung Bismarcks imstande gewesen wäre, die große, gegen uns im Felde stehende Koalition zu sprengen, das ist eine Frage, die uns hier nicht zu beschäftigen braucht; denn man wird sich doch nicht einbilden wollen, daß, wenn z. B. England der Koalition ferngeblieben wäre, die Gefühle der Engländer gegen uns nennenswert andere gewesen wären, als sie sich jetzt gezeigt haben. Vergegenwärtigen wir uns die Vorwürfe, die gegen den einzelnen Deutschen in ausländischen Zeitungen, Büchern, Witzeblättern erhoben werden. Das mögen keine sehr gründlichen und vielleicht oft ungerechte Urteile sein, jedenfalls aber zeigen sie, was den Fremden an uns auffällt, und wodurch wir es verstanden haben, ein so reichliches Quantum von Unbeliebtheit gegen uns aufzuspeichern, wie wir das in eifriger Friedensarbeit tatsächlich getan haben. Da ist es denn immer wieder der Vorwurf der Taktlosigkeit und der Formlosigkeit, der gegen die Deutschen erhoben wird, und ich glaube, daß dieser Vorwurf vollkommen zu Recht besteht. Das Höchste, wozu die Deutschen es bringen können, wenn wir überhaupt uns nach dieser Richtung betätigen, ist nicht die Beherrschung der Form, sondern Korrektheit. Die Korrektheit aber ist ein unfreies Verhalten unterhalb der Form, nicht die freie Be-  
 unfreies Verhalten unterhalb der Form, nicht die

freie Beherrschung der Form und ein anmutvolles Schalten mit derselben. Es ist die Eigentümlichkeit des Deutschen, daß er in der ganzen Welt als die Inkarnation der Formlosigkeit verschrien ist, und das ist auch ganz sicher durchaus nicht unberechtigt, aber auch dies bedeutet — soviel ich sehen kann — nur die Feststellung einer Tatsache, und wir sind damit für die Erklärung dieser Tatsache keinen Schritt weiter gekommen. Um sie zu erklären, müssen wir den Deutschen in seinem Verhalten zu Welt und Menschen mit den Angehörigen der anderen Nationen vergleichen.

Bewußt oder unbewußt ringt jeder Deutsche nach dem Ideal einer individuellen Form, und da es das Charakteristische des Ideals ist, daß es sich nicht verwirklichen läßt, so bleibt dies Streben häufig in der reinen Formlosigkeit stecken. So wird der Deutsche denn im Verkehr mit dem Fremden dauernd anstoßen und anstoßen müssen. Er wird dauernd die dem Fremden teuern und gewohnten Formen verletzen, ohne sich etwas dabei zu denken, und gerade, daß er sich nichts dabei denkt, wird den Verstoß um so peinlicher erscheinen lassen. Wenn der Engländer gelegentlich brutal den Lebensstil eines anderen Volkes vergewaltigt, so steckt hinter ihm die festgefügte soziale Struktur seines großen Volkes, der Union Jack flattert dauernd über ihm. Wenn der Franzose die ihm lächerlichen Sitten und Gewohnheiten eines fremden Volkes bespöttelt, so tut er es in dem Vollbewußtsein, die gesellschaftliche Kultur Frankreichs zu repräsentieren, die durch die jahrhundertelange Bemühung geistvoller Franzosen und namentlich Französinen ein Wunderwerk menschlicher Kultur geworden ist. Wenn der Deutsche sich gegen eine ihm unbequeme Form auflehnt, so scheint das auf nichts weiter hinauszulaufen, als daß Herr Müller zu faul ist, sich ein bißchen Mühe zu geben.

Vielleicht liegt auch hierin einer der Gründe für die oft beklagte Leichtigkeit, mit der der Deutsche sich einem fremden Kulturkreis anschließt. Ein Engländer, der Franzose werden wollte, müßte so erheblich viel von dem, was ihm wesentlich ist, aufgeben, daß er sich dazu nur in den seltensten Fällen wird bereit finden lassen. Für den Deutschen haben gesellschaftliche Formen sehr viel weniger Wert, er steht ihnen viel gleichgültiger gegenüber und vermag sich ihnen daher auch sehr viel leichter zu akkomodieren, ohne das Bewußtsein zu haben, daß er damit Wesentliches aufgäbe. Eine andere Anklage, die den Deutschen immer wieder entgegengehalten wird, ist ihre Ungleichmäßigkeit im persönlichen Verhalten. Bald empfindlich und reizbar, bald allzu herzlich, überströmend und die gleichen Gesinnungen fordernd, finden sie selten den sicheren Stil der Menschenbehandlung und des Verkehrs mit Menschen, der nun einmal für das Zusammenleben von Angehörigen verschiedener Nationen unumgänglich notwendig ist.

Damit hätten wir so ziemlich das Anlagematerial zusammen. Weshalb entwickelt sich denn der Deutsche so viel später als die Angehörigen anderer Nationen oder vielfach überhaupt nicht zu einem gediegenen Stil seiner Lebensführung? Immer ist doch ein solcher Stil der Ausdruck einer bestimmten Stellungnahme den Dingen und den Menschen gegenüber. Jedes Tier bringt seinen Stil der Lebensführung mit auf die Welt, der Mensch muß ihn erst suchen und lernen. Daß ihm hierbei das Hineingeborenwerden in eine soziale Ordnung, die mit Sprache, Beispiel und Lehre die wichtigsten Dienste leistet, von größtem Nutzen ist, ist ja ebenfalls längst bekannt. Gäbe es nun aber unter den Menschen wiederum eine bestimmte Rasse, der diese Orientierung um ebenso viel den anderen Menschen gegenüber schwerer würde, wie sie dem Menschen im allgemeinen gegenüber dem Tier wird, so würde es eine charakteristische Erscheinung bei dieser Rasse sein, daß sie eben noch viel mehr Zeit braucht, um fertig zu werden, als es schon bei dem Menschen im allgemeinen der Fall ist; und da trotz aller rechnenden Pferde und schreibenden Hunde der Unterschied zwischen Mensch und Tier doch wohl überwiegend im Geistigen gesucht wird, so wird dieses späte Fertigwerden sich wohl überwiegend auf dem Gebiet des Geistigen zeigen müssen. Wenn schon längst die Orientierung im Gebiet des Körperlichen, die volle Ausbildung der leiblichen Funktionen erreicht ist, so wird ein derartiger Mensch auf dem Gebiete des Geistigen sich noch immer halt- und hilflos fühlen und häufig in der Lage sein, seine Mitmenschen anderer Nationen mit mehr oder minder ausgesprochenem Neide oder Bewunderung sich so sicher in einer Welt bewegen sehen, die ihm selber noch voll von Problemen und Rätseln ist. Er wird fühlen, daß seine Heimat eigentlich ganz wo anders liegt, daß er ein Fremdling in dieser Wirklichkeit ist, und alles, was ihm in dieser Wirklichkeit als schön, glänzend und begehrenswert entgegentritt, das wird ihm doch nur erscheinen wie der Abglanz eines unendlich Schöneren, das in seiner Seele lebt, und dieser Abstand wird ihn mit tiefer Trauer erfüllen.

Wenn wir uns nun danach umsehen, ob es irgendwelche Menschen gibt oder gegeben hat, welche dieser Konstruktion des Fremdlings auf Erden entsprechen, so finden wir nur zwei Völker, bei denen dies der Fall ist, die Griechen und die Deutschen. Natürlich nicht in dem Sinne, daß dies nun auf jedes beliebige hungrige Griechlein und auf jeden beliebigen fatten deutschen Philister zuträfe, aber die Besten in beiden Völkern zeigen diese Charakterzüge mit ganz unmissverständlicher Deutlichkeit. Ebenjowenig soll geleugnet werden, daß dieselben Charakterzüge sich nicht auch bei Angehörigen anderer Nationen fänden; Descartes und Pascal, Leopardi und Carlyle zeigen dasselbe Ethos, aber sie sind nicht die charakteristischen Vertreter ihres Volkes, nicht ihre „repräsentativen Männer“, an die man denkt, wenn der Name dieses Volkes ausgesprochen wird. Nur die Griechen und Deutschen sind metaphysische Völker gewesen, und sie haben alle die Wonne und all das Leid reichlich auszukosten gehabt, das in dieser Sonderstellung unter den anderen Erbsöhnen liegt.

Daher auch die tiefe Geistesverwandtschaft, welche diese beiden Völker miteinander verbindet. Alle übrigen Nationen haben sich im wesentlichen in der Renaissance mit der Aneignung der Geisteserbschätze des härtesten Wirklichkeitsvolks, der Römer, begnügt. Wir allein haben eine zweite Renaissance gehabt, die uns zu geistigen Erben der Griechen machte, und die an die erlauchtesten Namen Lessings, Winkelmanns, Herders, Schillers, Goethes und Hegels anknüpft. Damit erst wurde die große Sehnsucht, die von Anfang an den besten Teil der deutschen Seite bildete und die in der deutschen Mystik einen so wunderbar ergreifenden Ausdruck fand, über sich selber klar; und daher ist die ängstliche Sorge derer ganz berechtigt, welche die Deutschen zu Bürgern dieser Welt machen wollen, daß wir vor allem die Beschäftigung mit dem dummen Griechisch aufgeben möchten. Diese Braven haben ganz recht. Das Griechische verhindert es zum guten Teil, daß wir formvollendete, lebenswürdige, betriebsame Engländer oder Amerikaner werden.

Der erste Schritt, den der Deutsche zu tun hat, ist also nicht in die Wirklichkeit hinein, sondern aus ihr heraus. Für wen es sich um eine Weltanschauung handelt, für den ist die zwingende Notwendigkeit vorhanden, einen Punkt außerhalb dieser wirklichen Welt, sagen wir einmal kurz: einen Standpunkt zu finden; ganz ebenso, wie Archimedes einen solchen brauchte, um die Welt bewegen zu können. Denn darauf kommt es in letzter Linie doch an; es hat ja immer Deutsche gegeben, welche sich damit begnügt haben, dies gelobte Land des Geistes gefunden zu haben, und denen die Wirklichkeit diesem Gewinn gegenüber im wesentlichen Scheine verschwand. Wenn ihnen diese Wirklichkeit Enttäuschungen brachte, wenn die Menschen ihrem Liebes- und Schönheitsbedürfnis nicht entsprachen, laß fahren dahin! Die Menschen mochten schlecht sein, die Menschheit blieb gut. Und immer mehr wurden sie in ihrer Weltflucht bestärkt, je nichttönender die Stimme der Wirklichkeit an ihr Kunst der Lebenswürdigkeit ist vom Teufel“. Und in der ligenischen des ganzen Wahnsinns um das Haupt“, allen voran die rührende Gestalt Hölderlins. Aber es gibt noch eine andere Art, von dem einmal erkämpften Standpunkt aus der Wirklichkeit gegenüberzutreten. Mag sie immerhin, an dem Ideal gemessen, klein und verächtlich sein, so soll sie es doch nicht sein. Es gilt sie so umzugestalten, daß sie nicht mehr unwert ist, ein Abbild der Idee zu sein, unsere Aufgabe ist es, sie dazu zu machen; das Wirkliche wird zum Materiale der Pflichterfüllung. Und auch dieser Typus des streitbaren Idealismus ist unter uns sehr häufig anzutreffen, und daraus, daß er so häufig ist, erklärt sich unsere Unbeliebtheit in dieser Welt. Fichte sagt mit Recht: „Eine Kunst der Lebenswürdigkeit ist vom Teufel“. Und in der Tat ist ein solcher streitbarer Idealist alles andere eher als lebenswürdig. Es gibt kein bequemeres Geltenlassen Dingen und Menschen gegenüber, es gibt kein höfliches Sich-Akkommodieren an die sittlichen Schwächen der Mitmenschen. Sie können anders werden, und deshalb sollen sie auch anders werden. In jedem Menschen sieht ein solcher Idealist die Möglichkeit, ein Götterbild zu gestalten. Mit jubelnder Freude begrüßt er jedes Anzeichen bei dem neugewonnenen Freunde, in ihm die Inkarnation der Idee der Menschheit finden zu können. Er läßt es nicht bei guter Kameradschaft und gemeinsamem Tennisspiel bewenden, wie der Engländer, sondern es handelt sich um einen Bund, der weit hinausreichen soll über alles Zeitliche und hinein in das Ewige. Aus jedem Anzeichen wird begierig auf das Ganze geschlossen, und dieses Ganze noch hinausgehiebert über alles Irdische. Daher auch das ungläubige Erstaunen der Fremden, wenn ganz konventionelle und höfliche Akte von den Deutschen so ganz anders, als Ausdruck innerster Sympathie und Seelenverwandtschaft, aufgefaßt werden. Aber ebenso selbstverständlich haben wir recht. Denn auch in den Fremden sehen wir ihr eigenes, besseres Selbst. Wenn es das Unglück fügen sollte, daß Deutschland einmal ausscheiden sollte aus der Reihe der Kulturnationen, wenn alsdann kein anderes Volk in der Lage sein würde, unsere Erbschaft ebenso anzutreten, wie wir die der Griechen angetreten haben, so wäre damit das Gewissen der Menschheit ausgelöscht. Wir müssen es uns noch immer saurer werden

lassen als bisher, uns zu wirklichen Deutschen zu entwickeln, denn deutsch sein bedeutet nicht etwas, was wir als persönliche Rassen-eigenschaft bereits mit auf die Welt bekommen hätte — ich wünschte, es wäre so leicht ein Deutscher zu sein — aber wir müssen uns auch sagen, daß, wenn wir dieses Ziel erreicht haben, und je mehr wir es erreichen, wir auf ein umso größeres Maß von Unbeliebtheit in der Welt mit Sicherheit rechnen können. Es gibt gar keine unbequemere und glücksfeindlichere Einrichtung in dieser Welt als das Gewissen, und je feiner und empfindlicher es wird, desto mehr ist es mit dem Glück vorbei und trotzdem muß dieses arme Gewissen seine beständig mahnende und drohende Stimme erheben, da es nun einmal in der Welt ist. Und so werden wir Deutschen wohl die Last unserer Unbeliebtheit ebenso weitererschleppen müssen, wie einst Sokrates die seine. Nichts kann verständlicher sein als die Motive, aus denen seine Mitbürger diesen lästigen Mahner nun endlich loszuwerden trachteten, und einen großen Schierlingsbecher fürwahr haben unsere Gegner dem deutschen Volk gereicht. Daß wir ihn nicht mit derselben heiteren Ruhe des athenischen Weisen tranken, ist uns ja sehr verdacht worden, aber während Sokrates glauben konnte, daß die Athener seiner nicht mehr bedürfen, können wir leider dieser heiteren Gewißheit nicht sein, sondern die Fremden brauchen uns und deshalb müssen wir uns ihnen erhalten.

(Geführt aus dem „England“ gewidmeten Januarhefte der „Süddeutschen Monatshefte“.)



## Die Zukunft unseres Schrifttums

Von Dr. Hans Landsberg.

Die grobartige Entartung des vaterländischen Sinnes und Bewußtseins, die wir in diesen Tagen erfahren, wird sicherlich nicht ohne Einfluß bleiben auf die Entwicklung der deutschen Dichtung, der eben damit ein neuer Wille und Inhalt gegeben wird. In jedem Deutschen lebt das Bewußtsein, daß sein Vaterland sich in diesem Weltkriege neue Ziele und Aufgaben setzt, die mit innerer Notwendigkeit ein neues Deutschland hervorbringen müssen. Das neue Deutschland, von manch einem längst vor dem Kriege herbeigesehnt, muß auch der Dichtung als der gewaltigsten Spiegelung des deutschen Kulturlebens neue Aufgaben stellen.

Es wäre falsch, aus der geringen Befruchtung, die unser Schrifttum durch die Grobheit des letzten deutsch-französischen Krieges erfahren hat, irgendwelche Folgerungen für die Zukunft zu ziehen. Damals nämlich, nach dem Friedensschlusse von 1871, hat eine förmliche Invasion der französischen Literatur, und zwar vornehmlich der Marktware jenes Landes, stattgefunden, und die deutsche Dichtung war damals nicht stark genug, um diese Ueberschwemmung der Cardou und Konforten nach Gebühr abzuwälzen. Wesentlich später erfolgte dann der Einfluß der französischen Malerei auf die deutsche Kunst, und hier war es wenigstens wirklich wertvolle Kunst, die geboten wurde. Die deutsche Literatur unternahm sich im letzten Viertel des verflohenen Jahrhunderts und noch zu Beginn des neuen immer erneuten Wandlungsprozessen, die das Gefühl einer ruhigeren Kunstschauung nicht aufkommen ließen. So entstand allmählich eine Art Höhenkunst, die den Dichter in eigenwilliger Vereinfachung und abseits von dem allgemeinen Volksbewußtsein hielt. Wenn gelegentlich das vielfach mißverständene Schlagwort „Heimatkunst“ auftauchte, so verbergte sich hierin das ganz richtige Gefühl, daß die neueste Dichtung mit ihrer übermäßigen Bewertung des Technischen und Artistischen nicht entfernt ausreichend von dem unterstützt werde, was wir, malerisch genommen, unter dem deutschen Menschen in der deutschen Landschaft verstehen. Der psychologische Roman wie das einfache lyrische Gedicht kann allenfalls auf ein Moment verzichten, das das A und O jedes wahren und wesentlichen Dramas ausmachen muß, auf Gesetz und Willen. Im Drama dagegen sehen wir den Auschnitt des Weltbildes, begegnen wir dem Kampfe feindlicher Willensanstimmungen. Instinktiv hat sich in dem Kriege eine Sammlung der Geister und eine Vereinheitlichung des deutschen Bewußtseins vollzogen, die auch

geistig und künstlerisch nach einer bestimmten Aussprache drängt. Böllig abseits von der literarischen Marktware, die die Kriegszeit bereits hervorgehoben hat, wird sich auch in der höheren Dichtung jener Geist einer neuen Zeit offenbaren, der freilich erst von dem Denken unserer Künstler bewältigt werden muß. Bei der großen Aufräumungsarbeit künftiger Tage wird freilich manch feiner Geist in den Hintergrund treten, dessen bevorzugte Stellung in der Ueberkultur der vorausgehenden Friedens-epoche wurzelte, und um ihn herum werden schwankende junge Bäumchen zusammenstürzen. Dafür wird manch einer seinen Weg finden, der längst unbewußt und tastend an dem Werden deutscher Dichtung gearbeitet hat, in dem Zeitgeist aber unsichtbare und um so erheblichere Widerstände gefunden hat. Es erscheint zwecklos, hier bestimmte Namen zu nennen, die uns gleichsam auf der Bunge schweben, oder gar nach guter deutscher Art ein festes Programm der kommenden deutschen Dichtung zu umreißen. Man führt ihr Werden, weil zahllose bisherige Hemmungen mit einem Schlage ausgeschaltet sind, weil der Horizont eines neuen, größeren, auch innerlich geeinten Deutschlands jedem von uns vor Augen steht.

Zugleich ergibt sich die natürliche Notwendigkeit einer neuerlichen Aufnahme der bei uns heimisch gewordenen ausländischen Kunstbestände. Wenn wir unmittelbar nach dem deutsch-französischen Kriege ziemlich widerstandslos die Einfuhr gallischen Mittelalters und literarischer Fabrikware gestatteten und ebenso in den beiden letzten Jahrzehnten gegenüber erheblicheren künstlerischen Leistungen allzu empfänglich waren, so ist es nicht richtig, unter dem Druck der gegenwärtigen Verhältnisse das Lind mit dem Bade auszuschütten. Mit ganz geringen Ausnahmen können wir auf die moderne französische Literatur verzichten, auf Leute wie Manet und den Schweizer Gobler, dessen Torheit und Taktlosigkeit hier ganz außer Frage steht, nicht. Es ist bisher eine deutsche Eigenschaft gewesen, daß man zwischen Sachlichem und Persönlichem zu scheiden wußte, das mag so bleiben. Man soll die Brutalität ausländischer Kunstgärten scharf zurückweisen, die Werke aber, für die man sich in friedlicheren Zeiten eingeseht hatte, lassen stahn. Die stärkere Germanisierung der deutschen Dichtung, eine energische Betonung deutschen Denkens und Fühlens, verbunden mit einer entschiedeneren Abgrenzung gegen das Ausländische wird eine ganz selbstverständliche Folge des Krieges sein. Es wird auch gar nichts schaden, wenn hierbei der Wille zu der einfach mißachteten Tendenzdichtung aufs neue erwacht. Nur die betonte Abgeschlossenheit einer ultradeutschen Literatur ist von Uebel, denn sie müßte uns trotz der gewaltigen Ausdehnung des deutschen Geisteslebens, mehr oder weniger zu englischen Zuständen führen. So ergibt sich für die Literatur ganz der gleiche Grundsatz wie für Industrie und Handel. Statt alles, was aus dem Auslande kommt, besonders leidenschaftlich aufzunehmen, soll man auch die Geistesware zweimal überprüfen und den Import sehr wählerisch gestalten. Die anerkannte Größe aber darf man von dem Nationalitätsstempel befreien.



## Brüder.

Erzählung von A. Kahle.

Der Unteroffizier Warncke war mit seinen Leuten vom Patrouillengang zurückgekehrt, hatte Meldung erstattet und ging nun über den Hof der Meierei dem großen, langgestreckten Gebäude zu, in dem die Mannschaften untergebracht waren.

Das war nun alles ganz gut und schön. Da hatten Thienemann I und Thienemann II wieder einmal mehr als ihre Pflicht getan, sodas der Hauptmann sie zum Eisernen Kreuz eingeben wollte — und mit Recht! Aber — was galt die Wette? — wenn der Unteroffizier jetzt dort eintrat, würde er Thienemann I und Thienemann II doch wieder getrennt finden, jeden am anderen Ende des Raumes. Daß sie der Teufel! Wo es sich um Dienst handelte, verstanden sich die Brüder unvergleichlich, arbeiteten sich in die Hände, daß es eine Freude war, sie zu beobachten. Und gar erst im Gesecht! Da kämpften sie Schulter an Schulter, wie von einem Willen befeelt. Das waren noch Soldaten! Star, mutig, zuverlässig. Das stand wie aus Erz gegossen, wo ein Punkt zu halten war, und wich und wankte nicht. Hieß es dann aber „Feierabend!“, war alle

Eintracht dahin. Wohl gab es nicht Streit. Doch wo sie konnten, mieden sie einander. Und nie gönnte einer dem andern ein gutes Wort. Erst hatten die Kameraden einzugreifen versucht. Zwei solche Kerle und leibliche Brüder noch dazu, die mußte man doch zusammenbringen können! Aber wie sich einer nach dem andern bei dem Unternehmen die Finger verbrannt hatte, wurden sie schließlich auch weniger dringend und ließen die seltsamen Brüder gewähren.

Der Unteroffizier stieß die Türe auf und sah suchend in den blauen Rauch, der aus zahllosen Pfeifen aufstieg. Richtig: da saß der eine und dort der andere. Thienemann II hatte sich mit Freunden in einen Skat vertieft. Thienemann I las. Das tat er immer in seinen Freistunden. Bücher, Kalender, alles, was sich an Lesestoff in der Kompagnie fand, wanderte schließlich zu ihm. Still und andächtig wie ein Schulkind konnte der große Mann da sitzen und Seite um Seite lesen, ohne eine Zeile auszulassen.

Man sah gleich, daß die Brüder sehr ungleich im Alter waren. Mehr als fünfzehn Jahre mochten sie trennen. Und doch waren sie einander ähnlich, wenn es auch nicht so in den einzelnen Zügen lag und der Ältere schlanker und ranker war. Den festgeschlossenen Mund mit den schmalen Lippen hatten sie beide.

Zuweilen sah einer der Brüder flüchtig auf. Aber nie ging ein Blick von einem zum andern.

\* \* \*

„Nun dürfte auch einmal Frost kommen,“ meinte der Unteroffizier, während er mit Thienemann II im Regen die Dorfstraße entlang ging. Es regnete nicht stark, aber unaufhörlich. Nun, sie hatten ja noch ihr altes, trodenes Quartier. Sie konnten es aushalten. Aber vorn im Schützengraben mußte es jetzt scheußlich sein. Kühles Vollbad!

„Ob heute Feldpost kommt?“ fügte er nach einer Weile unvermittelt hinzu. Einen Augenblick lang sah er seine nette, saubere Wohnung daheim in der Kaserne vor sich, seine Frau und die Kinder. Ob man das alles jemals wiedersehen würde? Thienemann II sah auch etwas: Ein strohgedecktes Haus, das etwas verloren am Ende des Dorfes lag. Wollte man hinein, kam man an einem Vorbau, einem kleinen Dach auf Stützen, vorbei, unter dem immer sehr ordentlich geschichtetes Holz lag. In der Tür sah der Spieß, der keinen Fremden einließ und drinnen, — drinnen im Halbdunkel der Diele war die Mutter . . .

„Ja, schön wäre es, wenn wir Post kriegten.“

„Na, Sie können sich ja nicht beklagen, Thienemann. Für Sie ist noch immer was mitgekommen. Sie werden behandelt wie — gerade wie so 'n Einziger.“

Der Musketier schwieg.

„Was Ihr Bruder ist,“ setzte der Unteroffizier plötzlich hinzu, „der kann das nicht von sich sagen. Für den ist nie was dabei.“

„Hat er selber schuld,“ entgegnete Thienemann frostig. So, nun fing also Warnede auch noch davon an. Das war doch wahrhaftig nicht nötig.

„Kann das denn nicht wieder ins Lot gebracht werden?“ drängte der Vorgesetzte halblaut, eifrig.

Der andere schüttelte den Kopf: „Ne!“

„Sind Sie da ganz sicher? Mir kommt es doch manchmal so vor, als ob nur das rechte Wort fehlte.“

„Das ist es ja gerade. Das rechte Wort fehlt. Aber das muß von ihm kommen!“

„Hören Sie mal, er ist der Ältere!“

„Er soll es ja auch nicht zu mir sprechen, sondern zu Muttern.“

„So, so! Na, das wußte ich nicht.“

„Ja, das glaube ich wohl. Das weiß hier keiner. Zwischen ihm und mir ist nie was gewesen. Ich war ja noch ein Armkind, wie er fortging und nicht wiederkam. Aber mit unserer Mutter und ihm, — seher Sie, — das wollte und wollte nicht stimmen. Unsere Mutter war ja nie eine von den Weichen, sie war auch wohl manchmal zu streng. Aber, lieber Gott, wenn so eine Frau eine schwere

Jugend gehabt hat und dann einen Mann, der lange Jahre krank ist, und sie hat alle Last allein, da soll ihr wohl das Lachen vergehen. Und sie meinte es doch gut mit uns.“

„Verstehe, Thienemann, verstehe. In meinem Elternhause gab es auch allerlei. Meine Mutter, die konnte auch scharf regieren. Und ein höllisch loses Handgelenk hatte sie. Hast-du-nicht-gesehen, da hatte man schon eines hinter die Ohren. Wenn ein Kind darum gleich ausreißen wollte! Es bleibt doch immer die Mutter. Hauptsache ist, wie sie's meint.“

„Sage ich ja. — Aber was mein Bruder ist, glauben Sie wohl, daß der das einsieht? Kein Gedanke dran. — Was da so im einzelnen damals vorgefallen ist, weiß ich ja nicht, weil ich doch noch so klein war. Nur so viel weiß ich: Er hätte unserer Mutter wieder einmal schweren Kummer gemacht. Und — da war's eben aus.“

Der Unteroffizier schwieg eine Weile. Dann sagte er langsam, prüfend: „Das muß aber doch alles schon sehr lange her sei. Wenn er nun jetzt zurückkäme, könnte sie ihm da nicht verzeihen?“

Thienemann antwortete nicht gleich. Dann aber brach es plötzlich hervor: „Darauf wartet sie ja nur. Darauf wartet sie all die Jahre, daß er zurückkommen soll, damit sie ihm vergeben kann. Aber — er kommt ja nicht. — Wir Brüder haben uns erst hier im Regiment wiedergesehen, als der Krieg ansang. Und ich glaube, wir könnten wohl zusammen auskommen, wenn nur das nicht wäre, daß er nicht zu Muttern kommen will. Gleich wie wir uns so neu kennen lernten, habe ich ihn gefragt, ob er nicht mal einen Gruß nach Hause schreiben will. Er hat nicht gewollt. — Und so lange er das nicht will, so lange sind wir keine Brüder. Punktum!“

\* \* \*

Durch die Feldpost war es ein bißchen später geworden als sonst.

Briefe und kleine Pakete waren gekommen. Und nun war das ein Lesen und Erzählen, ein Auspacken und Zeigen und Bewundern. Und vieles wurde geteilt.

Es war auch ein Kästchen für Thienemann II abgegeben. Für Thienemann I war, wie immer, nichts dabei gewesen. Woher auch?

Aber wie er so saß, sich den Rücken am Ofen wärmte — es war heute auf Posten kalt gewesen — und gemächlich seine kurze Pfeife anrauchte, sah er, wie aus seines Bruders Paket etwas wie ein grauer Kappen zur Erde fiel, ohne daß es jemand bemerkte.

Was das wohl sein konnte? Unwillkürlich ließ er das Buch, in dem er hatte lesen wollen, niedersinken. Was das wohl sein konnte? Im Grunde ging es ihn ja nichts an. Aber seine Gedanken mußten immer wieder darum herumspielen, wie fliegen, die, hundertmal verschauelt, hundertmal zurückkehren.

Was das wohl sein konnte? Jemand etwas, was Mutter für seinen Bruder geschickt hatte, natürlich. Jemand etwas, was gerade so akkurat war wie die herbe strenge Frau selber.

Er rauchte stärker.

Nein, für ihn gab es keine Heimkehr, und wenn er auch heil aus dem Kriege kam. Da hätte die Mutter eine andere sein müssen, eine ganz andere. So eine, die auch einmal fünf gerade sein lassen konnte. Aber die war ja so genau, so grausam genau. Die konnte niemandem was nachsehen. Und bei ihm war ja immer vielerlei gewesen, was Nachsicht forderte, besonders damals . . .

Uebrigens — das Ding lag da immer noch unbeachtet. Wie zufällig stand er auf, legte sein Buch auf die Bank und begann langsam herumzugehen.

So war er unmerklich dem Platz seines Bruders näher gekommen, und da rührte auch schon sein Fuß an das, was aus dem Paket gefallen war.

Und keiner sah her, keiner.

Da blühte Thienemann I sich plötzlich rasch wie ein Dieb und brachte das Verlorene an sich.

Aufatmend richtete er sich wieder auf. Wie dumm ihm das Herz schlug, bis an den Hals! Und wie ihm die Hände zitterten! Aber bemerkt worden war er nicht. Fast konnte er seine Füße nicht regieren, wie er sich langsam wieder fortschob, der Tür zu, so war ihm die Aufregung in die Glieder gefahren.

Endlich war er doch draußen. Und dann stand er in dem leeren Gang, den nur eine Stallaterne kümmerlich erhellte, und betrachtete und befühlte, was er da in Händen hielt.

Ein Strumpf war es, ein gewöhnlicher derber, grauer Strumpf, ganz wie alle Soldatenstrümpfe. Mutter hatte den geschickt für ihren Jüngsten . . .

Er schob eine Faust hinein und den Unterarm bis an den Ellenbogen. Schön warm war dieser Strumpf doch. Kein Wunder. Mutter nahm immer das beste Garn. Sie sagte, es sei Verschwendung, billig zu kaufen. Ihr stach kein Schund in die Augen.

Wie er so auf den Strumpf hinsah, guckte mit einemmal durch ein Loch sein Finger durch.

Eine Masche war da gefallen.

Er schüttelte ungläubig den Kopf. War das denn möglich? Ja, war denn Mutter nicht mehr Mutter? War das denn nicht mehr die Frau, die einst seiner kleinen Schwester Greta das Strickzeug um die Ohren geschlagen und sie gezwungen hatte, die fast fertige Arbeit ganz bis zum Anfang wieder aufzurebbeln, nur weil sie einmal rechts statt links gestrickt hatte und so eine Plundererei doch unmöglich durchgehen konnte?

Und nun war ihr das passiert! Eine ganz schimpfierte Socke hatte sie in die Welt gehen lassen!

Er stand und starrte. Wenn Mutter das hatte tun können, wie mußte sie alt geworden sein!

Hatte sie denn ihre scharfsichtigen Augen nicht mehr? Oder war ihr das alles gleichgültiger geworden . . .

Wie etwas ganz Neues kam es über ihn. Mutter mußte alt geworden sein! Nie, nie in all den Jahren hatte er sich das vorgestellt. Immer hatte er sie vor Augen behalten, wie er sie zuletzt gesehen hatte: rüstig, stark und — hart.

Und nun war sie vielleicht schon lange nicht mehr rüstig und vielleicht — vielleicht auch nicht mehr so hart. Daß ihm das niemals früher eingefallen war, auch dann nicht, als er dem Bruder im Regiment begegnete. Mit keinem Wort hatte er nach ihr gefragt. Aber die gefallene Masche, die hatte gesprochen.

Fast hätte es ihn nun aus seinem Gleichgewicht geworfen. Das war ja so unerwartet gekommen. All die bösen, kalten Gedanken, die er ausgeschickt hatte, eine harte Frau zu kränken, hatten mit einemmal kein Ziel mehr. Mutter war alt geworden.

\* \* \*

Als der Unteroffizier Warnede seine Leute zum Kirchgang antreten ließ, fehlten Thienemann I und Thienemann II. Ja, waren denn die beiden zusammen?

Etwas neugierig wollte er gerade selber noch einmal ins Haus gehen und hatte den Fuß schon auf der Schwelle, als er plötzlich ihre Stimmen aus einem offenen Fenster hörte.

„Du?“ fragte die Stimme von Thienemann II in tiefem Staunen.

„Ja, ich wollte dir nur sagen . . .“ Pause, dann ging es hastig weiter: „der Brief, den du da schreibst, ist doch an Mutter?“

„Ja.“

„Da meine ich nur: kannst mir auch noch ein bißchen Platz lassen, damit ich einen Gruß darunter schreibe . . .“

„Na, endlich!“ dachte der Unteroffizier befreit.

Langsam kehrte er zu den anderen zurück, sehr langsam. Einmal fiel ihm sein Bleistift hin, und er mußte sich danach bücken und erst ein wenig herumsuchen, bis er ihn wieder hatte.

Endlich, als er annehmen konnte, daß sie drin wohl fertig wären, rief er schallend über den Hof: „Thienemann I, Thienemann II, wird's bald?“

## Deutschlands Schmiede.

Von Max Krell.

Sieben, acht Stunden Hirrt der Zug quer durch Deutschland, quer durch märkische Kieserwälder, rote Heide, an welchen Berglehnen hin. Bis am Abend eine glühende Wolke über dem Horizont auftaucht, vuvurglut-durdränkter Dunst, durch den sich schwarze, zerfranzte Rauchschwaden wälzen. Hohe schmale Türme ohne Schmut und Saum steigen auf, nur von einer brandigen, verwehenden Qualmkrone geziert — hunderte solcher Türme über langgestreckten, düsteren Schuppen und endlose Reihen leuchtender Fenster. Schwärme sprühender Funken durchhauen das Dunkel. Und wenn man hinaushört: ein Säugen und Dröhnen, ein Prasseln ruhelos getriebener Räder, ein Zischen schweißender Flammen, greller Blitze, hinter offenen Türen, Hämmer schlagen, Donnern gewaltiger Walzen — ein fanatischer Kanon, etwas zur höchsten Verwirrung der Töne, der Bewegungen und Gefühle Zusammengeschleudertes, aus dessen ändernder Glut sich doch ein Ganzes, eine Einheit ringt: Das Werk.

Das ist die deutsche Schmiede.

Wo Wupper und Ruhr im enen Bett ihre verruchten, gelbschwarzen Wasserlasten zu Tale wälzen, stehen hohe massive Mauern mit blinden Fenstern. Endlos lange kann man an ihnen hingehen, ehe man ein neues Bild findet; und doch hat diese Monotonie etwas mächtig Eindrückliches, etwas wie alle Massenerscheinungen Imponierendes in seiner strikten Regelmäßigkeit. Und immer dazwischen die gigantischen Schlottürme, puffend und dunstend, und die kleinen Ventile mit dem weißgelockten Dampf. Alles zusammen, die Häuser, die Hallen, dann die Schornsteine, die Krane, die Bagger, das ist ein zackiges Gebirge, um dessen bizarre Gipfel die veranollenen Rauchfladen wie dicke Nebel bleiern und herblich dunkel spinnen.

Das erste Gefühl, das diese Stätte der konzentrierten Arbeit hervorruft, ist das einer brutalen Diskosigkeit. Nie kommt man sich so laienhaft vor, als zwischen dieser wirren Welt der Schienen, Räder, Stangen, Transmissionen, Hämmer, Geräusche. Das Auge irrt ratlos über die Dimensionen der gewaltigen Säle, Höfe, Hallen, Schuppen, die sich burgartig emporreden und zur Breite mächtiger Städte fügen. Und jegliches Kraftgefühl sinkt zur vollen Ohnmacht zusammen, wenn die Zollopen in ihrer mahelnden, brausenden Bewegung so ganz selbstherrlich, sicher und grobartig das eiserne Gewerke in abgewogenem Rhythmus durch die Luft schleudern. Vielleicht versucht man ängstlich einen Zusammenhang zwischen Röhren, Pumptanlagen, Kabelmasten, Fördermaschinen, Paternosterwerken, Seilbahnen, Schaufeln herzustellen, sich in die Verwicklungen der laufenden Riemen, Rollen, der Schienen und Barrieren zu finden. Aber immer wird alles zum vielästigen Komplex, der grau und schwarz aus seinem Aufmantel aufstarrt, ein bezähmter, in Panzer und Ketten geschnürter Gigant.

Und dieser mächtige, unübersehbare Koloss, der sich aus Kleinen und Großen Betrieben zusammensetzt, hat eine Melodie angenommen, einen undefinierbaren Klang aus Zischen und Säusen, aus Rollen und Rufen. Dampfe und hellere Schläge fallen mit besonderen Akzenten dazwischen. Signale gellen, Hupen und Streden johlen empor. Den großen Grundakkord aber tönen die Kämpfe der glühenden Kessel gegen die feste Substanz, das Stoßen der Kolben, das Schwingen der Räder. Und das Gemimmel der Menschen gibt den Rärm der atmenden Faust dazu: die Befehlenden an den Lauftrabnen, die Ingenieure, die Labantermänner an den Kesseln mit ihren kitzelnden Kohlen-schaufeln. Der Klang der tobenenden Fabrikstadt ist allübende Kerngegenheit, die Farbe brandiges Schwarz, in dem das Rot der halbnaekten Leiber aufschimmert. Eine immerquellende Wolke von Ruß lagert auf dem zackigen Gebirge, eine immer treibende, schwer ziehende Wolke über den immer aufgeschwungenen, tausenden, auflenden Kräften. Und dann ist das alles da, das tönt und blüht. Aber man muß seine Ursprünge erst suchen, und dann sind es ganz einfache Dinge, schlürrende Raschel, surrende Bohrer, schleifende Hobel, schwingende Dämmer, die hier in riesenhaften Formen und in sinnbetörender Schnelligkeit das Werk, irgend ein Werk, eine Vollkommenheit schaffen. So singt dieser Koloss ein Erslieb, das Jubellied auf morgen, den metabolsischen Hoffungsgefang.

Das ist von Früh bis Abend, und von Abend bis Früh. Keine Stunde seht den kreisenden Rhythmus aus. Nur manchmal scheint der Koloss stärker Atem zu holen. Dann öffnen sich die atternen Formäuler der Fabriken; eine dicke, schwarze Flut von Menschen schwillt heraus und hinein. Bahnen laufen heran, die über und über von Leibern behangen sind. Sie können die Massen nicht fassen, die sich hier an den Arbeitstrog drängen oder ihn müde wieder verlassen. Aber das sind Augenblicke in den tobenenden Stunden. Die dicken Ströme verlaufen sich, ver-

rinnen in den Straßenadern der grauen Stadt, werden in ihre turbulente Jagd aufgelogen. Vom frühen Morgen an liegt es wie dicker Nebeltag umher, erst der Abend mit seinen Fanalen und Schwärmen welcher Blutstrahlen breitet blendende Welle über die Hallen und Wege aus. Hier herrscht das Gesez der abstrakten menschlichen Macht, die aus den natürlichen Kräften sich Tag und Nacht, Erz und Luft, Strom und Magnet unterwarf und mit den gewonnenen Stärken das Werk aufbaut, irgend ein Werk, Kanonen, Mörser, Panzerplatten, Träger — irgend etwas, das zu neuer Tat benötigt wird, ein neues Ferment im Aufbau der Kultur und der Menschheit — oder im Abbau.

Aus den verlorensten Tiefen der Schächte brechen die spitzen Erzquader. Schnurrende Fördersehalen ziehen die dunklen Lasten zu Tage. Sausende Gefährte wirbeln sie in die lodenden Türme der Hochofen, aus deren glutenden Mäulern sich der ersene Weißbrand in die Formen stürzt. Immer ist es derselbe Prozeß — wenn man ihn skizziert, eine unabwägare Bille von Mikroskopen, die alle schaffen, schaffen, gefühllos geschoben und dirigiert, eine horrende Arbeit leisten.

Und dann, einmal, ist dieses Werk fertig, geht in die Welt, dient vielleicht einer flüchtigen Minute. Ein Schuß zerstört es, ein Seesturm zerbricht es. Oder irgendwie vergeht es. Und dafür glüht der Brand der Oefen, quoll Rauch, schauerte Lärm über die Häusergebirge, dafür kämpfte eine Armee von starken Armen mit der Schwere der leblosen Erzmassen, dafür dachten die Gehirne.

Aber — darin zu stehen, in diesem Treiben, und seine symphonischen Klänge als Gesamtmelodie zu vernehmen, seine Ruhströme und Brandblitze als Farbe zu schauen, das ist nur der eine Teil der Eindrücke. Einheillicher, wuchtiger ist der andere: auf den Hügel, die nicht hoch, aber Welle an Welle den Horizont umranken, zu stehen und das brennende Tal im Abend zu überblicken, das umreicht seine Größe und Wunder. Jetzt ist es kein Gebirge mehr, sondern ein allüberdender Kessel, in dem ein analmender Sud gekocht wird, etwas Unheimliches, das braust und brodelt und zischt, schwarze Blasen in die Luft jagt und doch mit den mondgroßen Augen seiner abertausend Lampen wie ein feuriges Fabeltier auf Lauer liegt. Und der Rauch ist wie ein delphischer Nebel um seine Stirn, immer, durch Tage und Nächte, Wochen und Jahre, nimmt zu, wie das Dröhnen der Hämmer und Oefen wächst, damit die endlosen Kolonnen rollender Blige ins Land hinausfahren können und Lasten von Waffen, starken, ausgeprobten, widerstandsfähigen Waffen für irgend eine Stunde der Gefahr.

Und wenn der staunende Reisende das rauchende Land verläßt und in die freundlichen grünen Täler des Rheingaus hinauffährt, bleibt ihm nicht nur das Dunkel der zulkopischen Mauern, der Ruh und der Lärm in der Erinnerung. Aus dem Nebel schimmert die Klüftung, die da hinten in Brand und Blut geschweift wird.



## Des Kriegers Braut.

Von Dr. von Gneist.

Die letzten Strahlen der Septembersonne fluteten in das kleine Krankenzimmer hinein, in der Villa, deren Räume der Besitzer während der Dauer des Krieges bereitwillig zu Lazarettzwecken zur Verfügung gestellt hatte.

Ein junger Soldat, bleich, abgezehrt, lag hingestreckt auf dem mit schneeweißem Kissen bezogenen Ruhebett. Unaufhörlich starrten die traurigen Augen hinaus in das funkelnde Sonnenlicht. Aus der Ferne drangen in die Stille hinein die laute pulsierenden Lebens, Autogetute, Jauchzen der auf der Straße spielenden Kinder, Wagengerassel. Ach, so schön lacht das Leben herein! Ja, auch er sollte ja leben, er wußte es, daß er auf dem Wege der Genesung war. Aber war das Leben lebenswert, sich als Invalide durch die Welt schlagen zu müssen? Es hätte wohl erträglich sein können, wenn man ein Wesen besäße, das einem täglich und stündlich in dieser Hilflosigkeit zur Seite stünde.

Aber wenn er an seine Braut, Alma Röder, dachte, das frische, blühende Mädchen, und sie sich vorstellen sollte als seine Gattin, an ihn gekettet, so überfiel ihn eine namenlose Angst. Nein, nein, solch Opfer würde ihr bestimmt zu groß sein. Seine gefundenen Gliedmaßen für einen

hohen, heiligen Zweck geopfert zu haben, dünkte ihn nicht zu schwer zu tragen. Aber Alma zu verlieren, dieser Gedanke zehrte an ihm und ließ ihm keine ruhige Minute. So gut es mit dem einen gesunden Arm ging, hatte er an Alma geschrieben und ihr mitgeteilt, daß er im Heimatort im Lazarett läge, und daß er den linken Arm verloren habe bei dem Sturm auf Lüttich. Fieberhaft wartete er darauf, ob sie nun wohl kommen würde.

Geräuschlos ging Schwester Marie aus und ein, um nach dem Kranken zu sehen.

„Wasser, bitte,“ hauchte er tonlos.

Geschickt stützte die Pflegerin den Kranken und labte ihn. Sorgenvoll ruhten Schwester Marias guten Augen auf dem abgehärmten Gesicht. Der Ausdruck wollte so garnicht freudiger werden. Der liebe Gott hilft doch sonst immer bei solch jungem Blut, daß sich Lebensfreude und frischer Mut wieder einstellen.

„Nun, Herr Werner, Sie sehen so unruhig aus. Der bevorstehende Besuch Ihrer Braut scheint Sie aufzuregen. Das ist Ihnen garnicht gut.“ Sie beugte das feine blasse Gesicht, dem fremdes, mitempfundenes Leid seine Runen eingegraben, voll teilnahmsvoller Sorge zu ihm nieder.

Stumm, wie von innerer Seelenqual gefoltert, wandte er den Kopf zur Seite mit einem tief von innen herauskommenden Seufzer.

Da klopfte es leise; Schwester Marie eilte hinaus und kam dann zurück mit der Meldung: „Fräulein Röder möchte gern ihren Bräutigam besuchen.“

Behende strich sie noch die Decke glatt, rücte das Kissen gerade und verließ das Zimmer.

Bleich, zögernd trat das Mädchen ein. Unter dem zarten Strohgeflecht mit dem reichen Federkissen blickten die jungen Augen scheu in die ungewohnte Umgebung hinein.

Behutsam nahm sie seine Hand und bedeckte sie mit Küssen. „Erich, mein geliebter Erich!“

Die Erregung des Wiedersehens überwältigte sie. Dann beugte sie das tränenbettaute Gesichtchen ganz nahe zu ihm hin, durch Tränen lächelnd.

„O Erich, denke nicht, daß ich weine, weil sie dir deinen Arm genommen haben! Ich weine vor Glück, daß du mir erhalten worden bist!“

Ihre Stimme brach, obgleich sie sich gewaltsam zu beherrschen suchte, da der Arzt dringend geraten, ihre Ruhe im Interesse des Kranken zu bewahren. Ein Freudenschimmer verklärte für einen Augenblick das Gesicht des jungen Soldaten. Doch es erlosch sofort wieder und machte dem Ausdruck eines verzehrenden inneren Grames Platz.

Zitternd strich die schwache Hand über ihr welliges Blondhaar. „Ich danke dir, Alma, daß du gekommen bist. Der Gedanke an dich ließ mir alles, selbst das Schwerste, leicht erscheinen. Und doch habe ich diesem Augenblick entgegengehangt.“

Aber es gefällt mir garnicht, daß du solch trauriges Gesicht machst. Was schadet es, wenn du einen Arm weniger hast? Du hast drei Arme dafür, wenn du meine mitzählst.“ Und sie hob ihre beiden Arme zur Bekräftigung ihrer freudigen Hingabe betuernd in die Höhe. Aber er schloß wie in geheimer Qual die Augen; ein paar Tränen drängten sich unter den geschlossenen Lidern hervor, denn es schnitt ihm ins Herz, wie sie so ahnungslos plauderte und ihn zu erheitern suchte. Aber das fürchterlichste hatte er ihr verschwiegen in seinem Brief; auch beide Beine, vom Knie ab, hatte eine Granate ihm weggerissen. Dem Feind, ja dem Tod, hatte er ohne Furcht ins Antlitz geschaut; aber mochte es jämmerliche Feigheit sein, das Geständnis der Wahrheit wollte ihm nicht über die Lippen. Ihr Entsetzen wäre ihm unerträglich gewesen, obgleich er es so natürlich gefunden hätte.

Gewiß, Mitleid, inniges Mitleid würde das verwöhnte Kind des Glücks mit dem armen Verkrüppelten auch dann noch haben. Aber mit allen gemeinsamen Zukunftsträumen war es ein für allemal aus, das fühlte er. Ein kraßer Gegensatz, sich die vielumworbene Tochter des angesehenen, vielbenedeten alten Röder als die Gattin eines Krüppels auszumalen.

Er nahm noch einmal, bevor sie ging, die ganze Lieblichkeit ihres Wesens, den Anblick ihrer holdseligen Züge mit Inbrunst in sich auf, lauschte stillsinmend ihrem herzigen Geplauder, mit dem sie ihm seinen Kummer, dessen Grund sie nicht ahnte, zu verschweigen hoffte, aber zu lindern vermochte es den heimlichen Jammer nicht.

Nun war er wieder allein. Ein schluchzender Laut entrang sich seiner Brust. Doch — es gab keine Bedenken. Es mußte ja doch einmal die Wahrheit ans Licht kommen. Besser, es ihr gleich mitzuteilen, als daß sie von anderen den wirklichen Sachverhalt erfuhre.

Erich erbat sich von der Schwester Papier und Feder und schrieb an Alma.

„Meine herzige Alma!“

Wie mich das Wiedersehen mit Dir beglückt hat, vermag ich nicht in Worten auszudrücken. Aber Du hast es mir wohl angesehen, daß auf meiner Seele etwas lastet, das ich Dir noch nicht einzugeschehen wagte. Verzeih es mir. Ich brachte es nicht fertig, weil ich fühle, daß Du nach meinem Geständnis für mich verloren bist.

Meine Verwundung ist doch bei weitem schwerer, als ich Dir mitgeteilt hatte. Ein Geschos riß mir beide Beine bis zum Knie fort, und ich bin nur noch ein armer Invalid. Ich grolle Dir nicht, daß Du Dein Los nicht an das meinige ketten willst.

Die Rückerinnerung an die kurze Zeit, da Du mir noch gehörtest, wird mir für mein späteres Leben ein Trost sein. Ich will versuchen, stark zu sein und mich in das Unabänderliche zu fügen.

Dein Dich nie vergessender

Erich Werner.“

Als dieses Schreiben zum Briefkasten getragen worden, wurde es ihm ruhiger ums Herz. Das Bewußtsein, das Rechte getan zu haben, indem er ihr das Peinliche ihres Rücktrittes hierdurch erleichterte, gab ihm in etwas seine innere Ruhe wieder, wenn es auch ein harter Schritt war.

Vor Erschöpfung nach den unvermeidlichen Aufregungen schloß er in dieser Nacht einen festen, traumlosen Schlaf. Sein einziger Wunsch beim Einschlafen war gewesen, daß es am anderen Morgen kein Erwachen mehr gäbe. Aber ein junger, kräftiger Körper hat einen mächtigen Bundesgenossen in der unverwüßlichen Lebenskraft, gleich einem Kraftstrohenden Baum, der immer aufs neue zu grünen und zu blühen vermag, auch wenn ihm Aeste und Zweige genommen.

Wie eine Last senkte sich beim Erwachen das Bewußtsein auf seine Seele, daß nun aus seinem Dasein das Letzte hinweggelöscht worden, was bisher der Mittelpunkt gewesen, was es ihm lebenswert gemacht hätte.

Nichts unterbrach das Gleichmaß der Tage, Schwester Marie ließ dem Kranken alle erdenkliche Sorgfalt angedeihen, der Arzt kam und ging, der Abend folgte dem Morgen, der Morgen dem Abend. Alma hatte sich darein gefunden, sie gab ihn auf.

Nicht ein Wort für ihn, das Balsam für die Wunden seiner Seele hätte sein können.

Niemand fragte nach dem Einsamen, denn Angehörige besaß er nicht. Brennenden Auges starrte Erich stundenlang durch das Fenster nach dem fleckigen blauen Himmels, gleichgültig gegen alles, was um ihn herum vorging.

Es klopfte. Was kümmerte es ihn? Schwester Marie eilte nach der Tür und zog sie lautlos hinter sich zu.

In der ruhigen Abgeschiedenheit, in die nur gedämpft der Schall durcheinander redender Stimmen hereindrang, brach dann mit doppelter Wucht das trostlose Gefühl der Verlassenheit über ihn herein. Vergessen, ausgestrichen in Almas Leben, wie etwas Ueberwundenes: es erfüllte ihn mit einer unaussprechlichen Bitterkeit. Da hörte er Schritte neben sich, und als er den Kopf gleichgültig zur Seite wandte, da stand Alma da, in schlichtem weißen Kleid; durch Tränen lächelnd streckte sie ihm die Hände entgegen.

Als sie seine Nachricht erhalten, wußte sie sofort, wo ihr Platz war.

Lautlos glitt sie neben seinem Lager nieder und umschlang ihn fest, ganz fest.

„Du böser Mann, du Ungläubiger! Was für Gedanken hast du über mich in deinem Inneren verborgen gehalten,“ schalt sie zärtlich. Ihre Stimme zitterte in verhaltener Bewegung.

„Erich, für mich, für uns alle, für unser Vaterland hast du deine gesunden Gliedmaßen geopfert! Und da glaubst du zum Dank dafür würde ich nun nichts mehr von dir wissen wollen? Für so schlecht, so grausam, so herzlos hattest du mich gehalten!“

„Verzeih mir,“ bat Erich, „aber das Opfer, was du bringen willst, ist zu groß.“

Da richtete Alma sich auf und sagte feierlich:

„Damit du niemals mehr einen Zweifel an meiner unwandelbaren Liebe und Treue haben sollst, habe ich alles zu unserer Trauung vorbereitet. Der Geistliche ist anwesend, mein Erich, um unseren Bund zu segnen.“

Wie in Verklärung hingen Erichs Augen an ihren Lippen, streckte er seine Hand nach der ihren aus, zog er die Geliebte, überwältigt von stummer Glückseligkeit, an sein Herz.

Ihre Blicke trafen sich wie zu einem heiligen Gelöbnis.



## Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

### Abchied.

Am Rande des Dorfes ein Häuschen liegt,  
Da laßt mein Glück heraus,  
In meinet Arme mein Mädchen liegt:  
„Wann kommst du wieder nach Haus?“

„Wenn alle die Teufel geschlagen sind,  
Der Russ' und der Franzos,  
Verlaßt das englische Diebsgesind —  
Leb wohl! — und laß' mich los!“

„Ich lasse dich niemals zum Kampfe zieh'n,  
So jung schon in den Tod,  
Das Leben ist uns zum Leben verlieh'n,  
Ach, lasse mich nicht in der Not!“

„Die Not ist nicht groß, und der Glaube siegt,  
Die Heimat muß besteh'n,  
Soll alles, was dir am Herzen liegt,  
Nicht ohne Freude verach'n.“

Wir beide, wir leben so jung und gut,  
Der Hoffnung blüht das Glück,  
Ich lehre mit frischem, gesundem Blut  
Zu dir, mein Mädchen, zurück.“

\*

### Unser täglich Brot . . .

Unser täglich Brot gib uns heute — wie wenig hat uns die Bitte im Frieden besagt. Wir haben unser Brot gehabt. Nun lehrt uns der Krieg beten: Unser täglich Brot . . .

Jetzt lernen wir wieder unsere Alten ehren. Sie haben den Acker mit Beten bestellt. Und haben ein Dankfest gefeiert nach der Ernte. Und wir? Wer hat bei dem Feste immer mitgemacht? Auf dem Lande viele, wenige in der Stadt. Und so auch in unseren Häusern: wer hat zu Tisch gebetet? Die Armen manchmal, die Vornehmen nie, so anpruchsvoll wir geworden sind, so sehr unsere Lebenshaltung sich gehoben hat. Wir sind gedankenlose Leute gewesen und undankbare. Sind wir's noch heute? Jetzt lehrt die Not uns beten: Unser täglich Brot . . .

Aber sie lehrt uns auch sparen. Unsere Käfen sind blockiert. Feindliche Kriegsschiffe draußen. Wir müssen aushalten bis zur Ernte. Und wenn die Ernte mager wird? . . . Ja, auch zu einer neuen Ernte brauchen wir die ewige Macht.

Hört ihr's, ihr Klugen? Und ihr Neppigen? Der Krieg ist da. Und auch ihr sollt drum beten und — sparen. Das ist jetzt auch die letzte Weisheit unserer Staatsmänner, aber sie ist gut. Weg mit dem Weißbrot, weg mit den Schleckereien! Keine Verschwendung. Der Krieg ist da. Den Frieden habt ihr lang genug gehabt und — den Ueberfluß.

Darum lernt das Brot auch als heilig betrachten. Unsere Alten haben es für Sünde gehalten, Brot zu verschleudern; sie haben die Krume geehrt. Und unsere Soldaten müssen oft draußen hungern. Uns aber muß man befehlen, Kriegsbrot zu essen! Alles Brot ist heilig. Habt ihr schon das Wunder bedacht, das drauhen im Schoß der Erde sich vollzieht, alljährlich? Wir säen wenige Körner, und nachher stehen Felder voll Frucht da. Sag das auch deinen Kindern, wenn wieder gesät wird und geerntet! Es gibt viele Wege, wie die Gottheit uns naben will. Nicht bloß im Glanz der Sonne, in den Sternen der Nacht, im Krieg — auch im reisenden Aehrenfeld kannst du ihr Walten und Weben sehen. Drum bet und spar und segne das Brot!

#### Sohn und Vater.

Sie dienten beide in einem bayrischen Reserve-Regiment. Der Vater hatte in einem Alter von 38 Jahren seine Einberufung zum Kriegsdienst erhalten. Nun litt es den Sohn nicht länger zu Hause. Er stellte sich freiwillig mit 17 Jahren bei der Militärbehörde. Wie zu Hause blieben Vater und Sohn auch bei den Soldaten beisammen in demselben Regiment. Sie kamen nach Nordfrankreich, erhielten in den Kämpfen von Witschaete die Feuertaufe. In den ersten Dezembertagen mußte die Kompagnie bei einem Gefechte zurückgehen, weil sie sich im feindlichen Feuer nicht halten konnte. Plötzlich merkte der Sohn, daß sein Vater nicht mehr da war. Der Wunsch trennt sich von den Kameraden und künat an, den Vater zu suchen; er findet ihn am Bein verwundet. Der Bub nimmt ihn in seine Arme und eilt, ihn zurückzuschleppen. Kommt wieder eine Kugel geflogen, die den Vater am Kopfe trifft und augenblicklich tötet. Nun hält der Sohn den toten Vater in seinen Händen. So kommen beide wieder zum Regiment zurück, der Sohn mit dem erschossenen Vater an der Brust. Vor 17 Jahren hatte der Vater den Bub in die Arme in seliger Vaterlust genommen, jetzt trägt der Sohn den Vater im wehesten Kindes Schmerze zu den Toten. Ein Bild voll ergreifender Tragik in Wirklichkeit, im Bilde und in der Poesie.

#### Der geachtete Rollstuhl.

In einem Berliner Notizbuch der Wochenschrift „Die Gegenwart“ ist u. a. folgendes kleines Straßenbild aus dem Herzen der Weltstadt aufgezeichnet: Ritten durch das Verkehrsgewühl der Friedrichstraße, zwischen Automobilen und Kraftomnibussen, schiebt ein Feldgrauer einen Rollstuhl, in dem bebaglich ein verwundeter Kamerad sitzt, der offenbar noch nicht wieder im vollen Gebrauch seiner Schwerkzeuge ist. Ganz langsam und gemächlich gleitet der Rollstuhl über den glatten Asphalt, und überall, wo er auftaucht, bildet sich augenblicklich ein freier Raum von einigen Metern um ihn. Die Kraftfahrzeuge aller Art stoppen ab und weichen im Bogen aus. Und allfürlich lächelnd genießt der Verwundete das prächtige Bild der lebendigen Weltstadt im hellen Lichte eines strahlenden Winter-Sonnentages. Wer da weiß, mit welcher „Schneidigkeit“ unsere Herren Chauffeure sonst auch in den belebtesten Straßen zu fahren beliebten, der kann die zarte Rücksicht ermaßen, die in diesem unbedingten rechtzeitigen Abstoppen und Ausweichen liegt. Der Verwundete fährt in seinem Rollstuhl über den Fahrdamm der Friedrichstraße so ungefährdet und sicher dahin, als ginge es über einen einsamen Feldweg irgendwo auf dem Lande . . .

#### It's menschennösig!

Am 23. Januar ließ ich mir aus Straburg eine Windjacke besorgen. Dieselbe trug folgende „englische“ Fabrikmarke eingeklebt: „Waterproof Cloak, Diabest Clak“. Dies spricht Bände für das „deutsche“ Bewußtsein unserer Fabrikanten und Händler nach bald sechsmonatigem Krieg.

Jedes weitere Wort ist zu schade!

#### Die „Kriegslist“ eines Freiwilligen.

Aus Hann.-Münden wird geschrieben: Auf nicht gewöhnliche Weise hat sich der von hier stammende Kaufmannslehrling Wöter in einen Kriegsmann verwandelt. Seit dem Spätsommer 1914 stellte Wöter sich verschiedentlich der Militärbehörde als Kriegsfreiwilliger zur Verfügung, mußte jedoch infolge Schwächlichkeit alle Entlassungen des Zurückgewiesenen durchkosten. Da er aber nicht locker ließ, so blühte ihm schließlich doch der Erfolg, und er wurde angenommen. Er war bereits

eingekleidet und sah sich schon am Ziele seiner Wünsche, als er im letzten Augenblick wiederum entlassen werden sollte. Da griff der junge kriegsbegeisterte Held kurz entschlossen zur List. Er lauerte am Mündener Bahnhof einem von auswärts kommenden Truppentransport auf, dem er sich zur Fahrt nach Russland anschloß. Vor so viel Fähigkeit streckte selbst der Kommandeur des betreffenden Regiments die Waffen: er durfte bleiben. Und siehe da, der junge Freiwillige entwickelte vor dem Feinde in so hohem Maße soldatische Tugenden, daß er dieser Tage bereits seine Beförderung zum Gefreiten nach Hause berichten konnte.

#### Deutsche Worte.

Hier redet jener schöne Idealismus des Krieges, der jedem rechten Deutschen im Blute liegt. In jeder Zeile kriegerisches Feuer, überall die lecke, frische deutsche Reit- und Schlaglust, und doch so garnichts von dem volternden Säbelgerassel der Franzosen. Es ist, als ob der Dichter vor und rückwärts schauend ein ideales Durchschnittsbild gezogen hätte aus der Geschichte der preussischen Armee von Fehrbellin bis Königgrätz. Tapfere Krieger, geschart um einen heldenhaften Fürsten, in fester Manneszucht geschult, und doch freie Männer, deutsche Naturen, die auch unter der harten Ordnung des Gesetzes sich noch ein selbständiges Herz bewahren und dem Herrscher aufrecht die Wahrheit sagen — so war, so ist das Heer, das Deutschlands Schlachten schlug, und hier wird es uns geschildert mit einfacher Treue, mit jener anheimelnden Wärme, welche nur das Selbst-erlebte dem Dichter in die Seele haucht.

Heinrich von Treitschke über Kleists „Prinz von Homburg“.



#### Luftige Ecke.

Eine Dame in Amerika hatte in ihren Diensten eine Negerin als Köchin, die es fertig brachte, fast jedes Stück im Haushalt zu zerbrechen. Auf eine harte Probe wurde die Gebuld der Dame gestellt, als sie entdeckte, daß die Schwarze sogar das Thermometer zerbrochen hatte, das in der Vorhalle des Hauses hing. „Well, well,“ seufzte die Dame resigniert, „jetzt hast du es sogar fertig gebracht, das Thermometer zu zerbrechen.“ Das Mädchen antwortete gleichfalls ganz resigniert: „Ja, ma' Frau, und jetzt müssen wir wohl das Bettel nehmen wie es kommt?“

Selbst alte Schiffskapitäne sind bekanntlich nicht immun gegen die Seekrankheit. So erzählt man sich eine böshafte Geschichte von einem Kapitän, der einer Dame einen Papagei mitbrachte, die sich dann bitter beklagte, daß der Vogel nur Redensarten aus dem Volkslogis kenne. Der Kapitän versprach ihr, daß er ihr von der nächsten Reise einen Papagei mitbringen werde, der sich nie außerhalb seiner Kabine aufhalten haben solle. Zora erwies sich indessen als sehr zurückhaltend und sprach kein Wort, bis eines Tages, als die Dame Tischgäste bei sich hatte, und die Suppe aufgetragen wurde, aus dem Käfig der ängstliche Ruf ertönte: „Steward, bringen Sie mir eine Schale!“

Ein alter Farmer, der Newyork seinen ersten Besuch abstattete, dachte, er wolle mal ins Theater gehen und sich das Stück „Die vierzig Räuber“ ansehen. Als er an die Theaterkasse kam, erkundigte er sich, ob sie da „Die vierzig Räuber“ spielten, und als ihm eine bejahende Auskunft wurde, bat er den Kassierer, ohne nach dem Preise zu fragen, ihm einen sehr guten Platz zu geben, indem er gleichzeitig einen Fünfdollarschein hinlegte. Der Kassierer gab ihm keine Eintrittskarte und drei Dollars heraus. Der nur an Fünfundzwanzig-Cent-Vorstellungen gewöhnte Farmer krich die drei Dollars ein und entfernte sich ohne seine Karte, worauf der Kassierer ihm nachrief: „Heda, Herr! Sie haben ja Ihre Karte vergessen!“ — Der Farmer schrieb zurück: „Behalten Sie sie! Der Denker soll Sie holen! Ich habe kein Verlangen, die anderen neununddreißig auch noch zu sehen!“

„Was ist das für ein Buch, das du da liest?“ fragte der Vater. „Es handelt von Julius Cäsar.“ — „Und was für ein Geschäft hatte der?“ — „Er war Soldat, und wenn er eine Schlacht gewonnen hatte, dann berichtete er nach Hause: „Geni, vidi, vici.“ — „Ich wette, er hat Pleite gemacht. Solche Verschwendung! Er hätte doch sieben Worte mehr fürs selbe Geld deveschieren können.“

Viese: „Harriet liest ihren Mann wie ein Buch.“ — Marie: „Nun, sie hat ja Erfahrung. Er ist ihr dritter Band, nicht wahr?“